

Der Mühlarzt. (S. 4.)

Der Mühlarzt

nebst anderen Geschichten

von

arl

K. Stöber.

Zweite Auflage.

2.

Stuttgart, 1869.
Druck und Verlag von J. F. Steinkopf.

Der Mühlarzt.

Vor einer Ziegelhütte in Deutschland hielt einmal — es war kurz vor dem Ende des dreißigjährigen Kriegs — ein zweirädriger Karren. Auf der groben und ungebleichten Leinwand, womit er gegen Schnee und Regen bedeckt war, stand mit deutscher Frakturschrift geschrieben: „Gehe aus deinem Lande, und von deiner Freundschaft, und aus deines Vaters Hause in ein Land, das ich dir zeigen will.“ Die drei Leute aber, welche ihn aus Böhmen bis vor die Thüre der Ziegelei gezogen hatten, waren Vater, Sohn und Tochter, und saßen drin in der Zechstube auf der Bank hinter dem Tisch mit der steinernen Platte. Sie aßen steinhartes Haberbrod zu dem dünnen Bier, womit ihnen der Wirth für ihre sechs Pfennige aufgewartet hatte, und zu einer Hand voll Haselnüsse, die in einem Hohlweg zwischen verwilderten Hecken gelegen waren. Denn verwilderte Menschen und Thiere, Aecker und Gärten waren nach dem langen und so menschenfressenden Kriege gar nichts Seltenes.

Doch gehörten unsere drei Leute nicht zu den Heimathlosen, welche der Hunger und die Schrecken, die von Feuer

und Schwert ausgingen, zu wandernden Gespenstern gemacht hatten. Der Vater mußte zwar schon über die Fünfziger hinaus sein, aber seine Kraft war noch nicht verfallen, und sein Auge so hell und klar, wie ein Stück vom blauen Abendhimmel. Der Sohn und die Tochter hatten an demselben Tag ihren schweren Karren schon über fünf Stunden gezogen, und doch war ihnen noch Lust und Kraft genug übrig geblieben, je zwei Haselnüsse zwischen den Daumen und Zeigefinger zu nehmen und so um die Wette aufzuknacken.

Auf der Ofenbank saß ein junger Mensch in dünnen, fadenscheinigen Hosen, die ihm im Hochsommer nicht zu schwer geworden waren, und fragte den Ziegler, ob man wohl in dem Städtlein drinnen keinen Bader brauche. Dem Ziegler aber hatte der Krieg seinen guten Humor nicht verdorben, und er antwortete dem kleinlauten Bürschlein: „Da wird nicht viel zu machen sein, mein Herr. Die Schweden und die Kaiserlichen haben sich bei uns etliche Male abgelöst, und Christen wie Juden auf viele Jahre hinein rasirt. Die Pest aber hat's noch gründlicher genommen, und dem alten Bader Ritzel sind weniger Kunden geblieben, als er Knöpfe an seiner rothen Weste hat. Einen Doktor braucht man, so viel ich weiß, aber einen ganz ausstudirten und absonderlich geschickten. Denn die gnädige Herrschaft hat eine Dienerin. Der haben die Kaiserlichen die Füße ab-, die Schweden die Zähne ein- und die Baiern die Kinnladen ausgeschlagen. So lag sie über zwei Jahre jämmerlich darnieder, rührte und wendete sich nicht, und gab keinen

Laut von sich, so fleißig sie auch sonst ihr Klapperzünglein gebraucht hat. Dann versuchte es Einer nach dem Andern, ihr wieder aufzuhelfen, aber es ist keinem gelungen, und sie wurden alle als Pfuscher und Betrüger erfunden. Daher sucht man noch alleweile einen Doktor, der sie kurire, daß sie für ihre Herrschaft wieder arbeiten könne, wie vorhin. Es wird aber schwer halten."

Das Bürschlein in den abgelebten Beinkleidern machte zu diesen Worten des Zieglers große Augen, und antwortete mit einem schweren Seufzer: „Ja wohl, schwer halten! So ein Arzt und Doktor wird nicht leicht in Wien stehen oder Paris."

Der Alte aber hinter dem Tisch verstand den Wirth, und merkte alsbald, daß der Schalk und Spaßvogel mit der genannten Dienerin eine Mühle meine, die der Herrschaft im Städtlein gehöre, aber in dem Kriege von Freund und Feind so übel zugerichtet worden sei, daß sie schon lange keinen Dienst mehr leisten könne. Er versetzte daher: „Ich glaube, der Patientin dürfte noch auf die Beine zu helfen sein," und befahl seinen Kindern etwas in böhmischer Sprache. Diese erhuben sich, gingen zu ihrem bedeckten Karren vor der Hausthüre hinaus, und kamen bald wieder mit einer ziemlich großen Kiste herein, welche sie selbander und nicht ohne einige Mühe und Anstrengung trugen.

Die schwere Kiste aber war bis oben an voll von kurzen und langen Stücken Holz, von Rädern, kleinen Kästen, Figuren und anderen Dingen, wovon weder der Ziegler noch

der vacirende Barbier wußten, was sie aus diesem großen Durcheinander machen sollten. Aber kaum hatte der Alte angefangen, die einzelnen Stücke zu sondern und zusammen zu setzen, so sah man schon, was es werden sollte, und bevor eine halbe Stunde verging, stand bereits eine vollständige Mühle mit einem Mahl- und Gerbgang und mit einem oberschlächtigen Wasserrade auf dem großen Wirthstisch. Statt des Wassers aber ließen die Leute schönen, schweren Silbersand auf das Rad rinnen, und als es in Gang gekommen war, fieng es auch drinnen in dem kleinen Hause an sich zu drehen und zu klappern, gerade wie in einer wirklichen Mühle, nur nicht so laut. Ja, schaute man durch die offene Hausthüre oder durch das Fenster neben derselben hinein, so konnte man sehen, wie das Mehl aus dem Beutelkasten rann, und wie der Müller mit einem Siebe davor stand und siebte. Die Müllerin aber stund mit einer leeren Schüssel in der Hand unter der Stubenthüre und nickte verstohlen mit ihrem Kopf, als wollte sie sagen, er möchte das Nachmitzen nicht vergessen. Weiter hinten nagte eine Maus an einem vollen Sack. Aber unter der Stiege im Dunkeln lauert schon der Mühlkater und wird ihr das Diebshandwerk bald auf immer legen.

Der Bader in den luftigen Hosen konnte sich an dem Kunstwerk nicht satt sehen, und der Ziegler bewunderte es mit ihm in die Wette, bis er über den Berg her von dem Städtlein heraus einen Herrn mit Gewehr und Weidtasche kommen sah. Denn es war um die Zeit, wo man auf den

Anstand geht. Diesem Herrn lief er vor das Haus entgegen und holte ihn herein, indem er tief gebückt und seine Zipfelhaube in der Hand hinter ihm drein ging.

Der Jäger war nämlich der Graf, dem das Städtlein sammt der umliegenden Herrschaft gehörte, ein großer, starker Mann mit einem scharfen Blick. Aber der alte Böhme fürchtete sich nicht vor ihm, sondern als ihn der Graf fragte, ob er dieses Modell gemacht hätte und darnach auch eine Mühle im Großen bauen könne, antwortete er bescheiden aber fest: „Ich habe in Böhmen manches Mühlwerk gebaut und reparirt, ehe sie mich meines Glaubens wegen vertrieben.“

Und so gab ein Wort das andere, und ein Schritt den andern. Der Graf ließ von dem Alten seine Mühle wieder aufbauen, die in der Umgegend die Stadtmühle hieß, und als sie ganz nach Wunsch ausgefallen war, machte er ihn zu seinem Werkführer mit einem Gehalt, davon er nicht allein mit Sohn und Tochter leben, sondern auch etwas zurücklegen konnte. Die Leute des Städtleins und der Umgegend aber nannten ihn den Mühlarzt, und kamen gerne in seine Mühle, einmal weil sie die beste weit und breit war und keine Mauslöcher hatte, und dann auch weil er voll schöner Geschichten war, die er gerne erzählte, und von denen wir auf diesem und den folgenden Blättern etliche für den freundlichen Leser aufgeschrieben haben.

Es war z. E. von den Leuten die Rede die schnell und ohne Mühe reich werden wollen. Da sagte einer von den Mahlgästen: „Denen geht's allen, wie dem alten Zinn-

gießer, der am Osterdienstag gestorben ist. Von dem meinte männiglich, daß er Geld machen könnte, und der Schönfärber ließ sich's gar nicht nehmen, sondern blieb dabei, auch als der Goldmacher schon im Armenhaus auf dem Strohsack lag und zum Zeitvertreib an gedörrten Schlehen nagte. Gieng daher kurz vor seinem Ende zu ihm und sagte, so er ein sonderliches Geheimniß wüßte, sollte er es nicht mit in das Grab nehmen, sondern ihm offenbaren; er wolle ihm dafür eine Leiche halten lassen, wie sie noch kein Rathsherr gehabt hätte. Aber der Zinngießer gab zur Antwort: „Wenn ich dein Feind wäre, so wollte ich dir den Rath geben, daß du das Färben ließest und dich auf das Goldmachen legtest, so wäre ich versichert, daß du ein Bettler würdest, gleich mir; aber ich bin dein Freund, und will lieber mit dem Troste sterben, daß du nicht in meine Fußstapfen trittst."

Als aber der Mühlgast ausgeredet hatte, nahm der Mühlarzt das Wort und sprach: „Es hatte ein vornehmer Mann schon viele Zeit, Mühe und Kosten auf die Goldmacherei gewendet. Und als er wieder einmal bei Nachtzeit in seiner Schmelzküche arbeitete, klopfte ein Fremder an seine Thüre, der ihn freundlich grüßte und sprach: „Aus diesen Geräthschaften ersehe ich was Ihr sucht. Ich aber ziehe im Land umher, und gehe, denen ich wohl will, mit gutem Rath an die Hand, daß die große Kunst des Goldmachens nicht ganz verloren gehe, sondern wieder in Flor komme, wie zu Zeiten des englischen Königs Eduard, der

fünfzig tausend Pfund Quecksilber in Gold verwandelte, daraus die ersten Rosenobel geschlagen worden sind." Und wie nun der Hausherr bat, daß er kein Beschwer haben wollte, ihm das große Geheimniß zu offenbaren, schlug der Unbekannte seinen rothen Mantel zurück, nahm ein wenig Pulver aus einer Dose von schwarzem Gagat, schüttete es zu dem Quecksilber in einem Schmelztiegel, und bereitete damit ein köstliches Gold. Der Hausherr erschrack zwar Anfangs über die langen Nägel des Fremden, die wie Adlersklauen anzuschauen waren; als er aber das Gold in dem Tiegel sah, verwandelte sich sein Schrecken in Freude, und erstaunte über die Maßen, als der fremde Meister auf einen Zettel schrieb, wie das Pulver bereitet würde. Und das Alles noch dazu umsonst, indem der Unbekannte nicht einmal die freie Herberge annahm, die ihm sein dankbarer Schüler anbot, sondern noch in derselben Nacht seinen Rappen bestieg, der vor der Hausthüre angebunden stand, und die Burggasse hinunter sprengte, daß die Funken davon flogen. — Als aber der Goldmacher das Rezept probirte, schlug es fehl. Meinete also, es wäre etwas von ihm versehen, oder er hätte nicht Alles gemerkt, was ihm der Meister mündlich angegeben, und probirte immer fort, bis er sein Vermögen über die Hälfte verlaborirt hatte und der Verzweiflung nahe kam. Da offenbarte er endlich den ganzen Handel mit allen Umständen seinem Beichtvater, der ihm antwortete: „Mein Herr, es nimmt mich billig Wunder, daß Ihr den nicht kennt, der Euch mit seiner Lockspeise berückt hat, wie man

die Fische fängt mit der Angel und die Vögel im Garn. Es ist der, der das Land durchzieht und durchstreift, wie Hiob am Ersten zu lesen ist." Hierüber erschrack der vornehme Mann und eilte nach Hause, wo er in der Schmelzküche alle Oefen und Tiegel zerschlug und mit den Büchern, so von der Goldmacherei handelten, ein großes Feuer anschürte, darin er das Recept des Teufels verbrannte. Dann begab er sich auf andere Dinge, die dem Willen Gottes gemäß sind, als z. E. auf die Erforschung der Weisheit Gottes in seiner Schöpfung und dergleichen. Und wenn später Jemand über die geheime Kunst mit ihm reden wollte, pflegte er das Gespräch immer sogleich ganz abzubrechen oder zu antworten: „Der Färber, der die beste Farbe, und der Seifensieder, so die beste Lauge und dazu den Segen Gottes hat, die sind die besten Goldmacher."

Die fünf und neunzig Sätze, welche Luther an die Schloßkirche zu Wittenberg wider den Ablaßkrämer Tetzel und Alle, die mit ihm unter der Decke lagen, angeschlagen hatte, waren in tausend und aber tausend Abdrücken, wie auf den Fittigen des Sturmwindes, durch ganz Deutschland geflogen, und auch in die Thäler und auf die Höhen an der Altmühl gekommen. Und war die Summa ihres Inhalts: „Der Gerechte wird selig, nicht aus seinen Werken oder dem Gesetze, sondern durch den Glauben an Jesum Christum." Diese Sätze hatte sich kurz zuvor einer von den Mahlgästen vorlesen lassen, und sagte dann in der Mühl-

stube: „Doktor Martin lehrt also, daß Christus allein durch sein theures Blut und Verdienst uns die Seligkeit erworben, und doch fordert man von uns auch, daß wir um unsrer Seligkeit willen dieses und jenes lassen und meiden sollen.“ Dem antwortete der Mühlarzt durch ein Gleichniß und sprach: „Es war einmal in einem Lande, weit von uns, ein Mensch, der, wie Joseph in Aegypten, zu königlicher Herrlichkeit und großem Reichthum gelangte. Er hatte aber ferne von ihm einen armen Bruder, dessen er aus liebreichem Herzen gedachte. Den erklärt er für einen Mitgenossen aller seiner Hoheit und Herrlichkeit, und fertigt eine Botschaft an ihn ab, die ihm solches kund thun und bis an seinen Ort geleiten soll. Der arme Bruder hört auch die Abgesandten mit Freuden an, und macht sich mit ihnen alsbald auf den Weg. Denn was er hat bringt er leicht in ein Schnupftuch, und hätte es gerade so gut ganz daheim lassen dürfen, maßen es gegen die Schätze, die seiner warteten, wie gar nichts war, und sein Bruder ihm eine Frist gegeben hatte, zu der er eintreffen mußte, wenn er nicht der verheißenen Herrlichkeit verlustig werden wollte. Aber nach etlichen Tagreisen wird er frech und trotzig, und will seinen Gefährten, die es doch gut mit ihm meinen, nicht mehr folgen, sondern kehrt in allen Krügen und Schenken ein, und bringt die Zeit mit Trinken und Spielen um. Darüber werden ihm die Narrentheidinge der Schlemmer und Tagdiebe lieber, als die ernsten Reden seiner Gefährten, und schicket sie von sich, sagend, er wisse den Weg zu seinem Herrn

Bruder selbsten und allein zu finden. Aber nicht lange, so verschwendet er nicht nur seinen Zehrpfennig, den ihm der Bruder geschickt, mit Prassen, sondern macht auch allenthalben Schulden, fängt allerlei lose Händel an, und treibt des Dings so viel, daß er zu ewigem Gefängniß verdammet und in den Thurm geworfen wird. — So, fuhr der Mühlarzt fort, ist es auch mit uns. Die Seligkeit ist da, durch Christi Blut und Tod erworben, sie ist uns auch durch's Wort angetragen, es hat auch unser Erlöser die Mittel verordnet, deren wir auf dem Wege dieses mühseligen und gefährlichen Lebens benöthigt sind, hat uns auch vorgeschrieben, wie wir uns auf dem Wege verhalten und fürsehen sollten. Und wer nun dieses will in den Wind schlagen, vom rechten Wege sich wenden, die Gnadenmittel verachten und sich mit der Hoffnung abspeisen, daß er dennoch zur angebotenen und geschenkten Seligkeit gelangen werde, dem geschieht nicht Unrecht, wenn er, was er so liederlich geachtet, nicht erlangt; der ist dem Menschen gleich, der nach Paris will, aber sich um die Wegweiser an den Scheidewegen nichts kümmert, sondern dahin geht, wo diese dorthin zeigen.

Eines Tages sagte ein Mühlgast, gestern hätte der Prediger viel von denen geredet, die einfältigen Herzens sind, und sie selig gepriesen. Wer denn diese seien? Diejenigen könnten es doch nicht sein, die der Herr Amtmann meine, wenn er schelte und sage: „O ihr einfältigen Leute!“ Da

antwortete der Mühlarzt: Es war einmal eine Frau, die hatte drei Predigtbücher, daraus las sie jeden Sonntag drei Predigten mit lauter Stimme, und sechs Gesangbücher, aus denen sang sie einen Morgen und Abend wie den andern sechs Lieder, und zwölf Paradiesgärtlein, Habermännlein und dergleichen, die waren voll grüner, blauer und rother Merker, und mehr denn zwei Dutzend Traktate, die lagen überall auf den Simsen und Schränken und unter dem Spiegel umher, gleichsam als feinerer Handwerkszeug für die Kunst selig zu werden. Die Frau bildete sich auch etwas darauf ein, und strich selbstgefällig an ihrer Schürze, wenn der Herr Beichtvater auf Besuch bei ihr war und sich über ihren großen Bücherschatz wunderte. Als sie aber nahe daran war, ihre großen und kleinen Bücher als große und kleine Staffeln zu betrachten, darauf sie in das Paradies hineinsteigen könnte, wenn sie wollte, da ward ihr im Traum eine Stimme vom Himmel, welche ihr kund that, es wäre in dem Städtlein in dem und dem Wirthshause ein Dienstbote, so es ihr an Heiligkeit weit zuvor thäte. Bald hernach kam auch diese Magd zu ihr, von einem Fremden etwas auszurichten, und als ein Wort das andere gegeben hatte, sagte sie: „Ich wüßte nicht, daß ich etwas Besonderes thäte, und kann nichts Sonderliches sagen. Ich verrichte, was mir Berufs halber zusteht, und denke dabei fleißig an meinen Heiland. Wenn ich ein schweres Gebünde Holz in die Küche trage oder vor einen Ofen im Haus, thue ich es im Andenken Dessen, der meinethalben das schwere und harte

Holz des Kreuzes auf dem Weg nach Golgatha getragen. Wenn aber ein wunderlicher Gast der Arbeit viel macht, denke ich an Den, der da spricht: „Mir hast du Arbeit gemacht mit deinen Sünden, und hast mir Mühe gemacht mit deinen Missethaten.“ Kommt aber mitten in der Nacht noch ein Fremder, und muß ich wieder aus dem Bette, bevor ich warm geworden, so tröste ich mich mit Dem, der sich kaum zu Tische gesetzt hatte und noch einmal aufstund, sich mit einem Schurze zu umgürten und seinen Jüngern die Füße zu waschen. Mein bester Wegweiser zum Himmelreich aber ist ein altes Büchlein, daran ein Deckel und die ersten Blätter fehlen, maßen es schon an einem heimlichen Ort gelegen. Da habe ich es gefunden und in meine Bodenkammer gethan.“

So erzählte der Mühlarzt. Nach ihm nahm ein anderer von den Anwesenden das Wort und berichtete von einem Mann, der zu seiner Zeit am kaiserlichen Hofe hoch angesehen gewesen, weil er in allerlei Weltweisheit sehr wohl beschlagen war und in vier oder fünf fremden Sprachen redete. Der machte sich einmal mit einem großen Gefolge auf und ging hinaus zu einem alten Einsiedler, so nicht einmal deutsch lesen konnte. Und als er geraume Zeit bei demselben in seiner Clause verweilte, äußerten sich seine vornehmen Begleiter draußen vor derselben und sprachen unter andern zuletzt: „Gewiß lernt unser Herr das ABC bei dem Klausner, und es will ihm nicht in den Kopf.“ Aber der Gelehrte vernahm ihre Rede noch beim Herausgehen aus der

Felsenhöhle des Einsiedlers und versetzte: „Ja, gebe Gott, daß ich nur das ABC dieses Mannes lerne. Denn er ist ein Abraham im Glauben, dem ich auch nicht werth bin die Riemen seiner Schuhe aufzulösen, und ein Salomo in der Weisheit, die bei den Demüthigen wohnt, aber bei den Spöttern nicht zu finden ist."

Zur Vermählung des Grafen, welchem die Stadtmühle gehörte, wurde einmal ein Feuerwerk abgebrannt. Sabina, die Tochter des Mühlarztes, stund neben ihrem Vater an dem Ufer der Altmühl, und schlug ein Mal über das andre Mal in die Hände vor Verwunderung über die Kugeln, die auf dem Gerüste im Wasser glühten, dann in der Luft sich aufthaten, und bald die schönsten Sterne und Kronen, bald ganze Wappen und Namen in weißen und bunten Farben und Flammen sehen ließen. Etlichen Bauern hinter ihr gingen die Augen über vor großem Erstaunen. Der Mühlarzt alleine blieb ruhig und still. Erst als er wieder unter seinen Mahlgästen in der Stube saß, sagte er: „Es ist doch seltsam, daß die Welt zumeist in solchen Dingen eine Freude findet, durch welche gerade am meisten ihr eitles und nichtiges Wesen abgebildet wird, maßen ja die Menschen, so nur auf das Sichtbare und Zeitliche schauen, zumal die großen und gewaltigen, nichts anderes sind, als solche Raketen. Sie flammen, steigen, schnauben, sprühen, schlagen und vergehen, nachdem sie sich in solchem Thun selbst verzehret. Doch lasset uns nicht richten, was schon gerichtet ist. —

Die Kinder Gottes haben auch ihre Feuerwerke, daran sie sich ergötzen, die am Firmament, von welchen geschrieben steht: „Lobet den HErrn von der Erde her, ihr Meerwunder und alle Tiefen, lobet den HErrn vom Himmel her, lobet ihn in der Höhe. Lobet ihn, alle seine Engel, lobet ihn alle sein Heer, lobet ihn Sonne und Mond, lobet ihn, alle leuchtende Sterne, lobet ihn, aller Himmel Himmel, und ihr Wasser, die über den Himmeln sind! Sie sollen loben den Namen des HErrn; denn Er gebot, so waren sie geschaffen.“ Ja, etliche der Auserwählten, fuhr der Mühlarzt fort, nachdem er die mehlige Mütze wieder aufgesetzt, die er aus Ehrfurcht vor dem Wort Gottes abgenommen hatte, etliche der besonders Begnadigten dürfen zuweilen noch mehr schauen. Denn ich weiß ein Exempel eines christlichen Predigers, der ein einiges Söhnlein hatte. Dieses ließ er des Nachts nächst seinem Bette liegen, und gewöhnte es dabei zum Gebet und an allerlei gute Gedanken, absonderlich Morgens, wenn es neben ihm aufgewacht war. Als er aber einmal des Abends sein Kind hatte lassen beten und eingesegnet, und es schon eingeschlafen war, sieht er nach seiner Gewohnheit noch einmal nach demselben, ob es wohl läge und zugedeckt sei, und wird gewahr, daß viel helle und liebliche Flammen um des Kindes Haupt spielen, gleich Sonnenvögeln, die hin und her flattern und sich einen Augenblick da und dort niederlassen, als sollten sie Botschaft tragen von einer zu der andern Blume. In welchem Anschauen der Prediger so große Freude hatte, als noch

niemals in seinem ganzen Leben. Denn er ahnete nicht, daß es des Kindes baldigen Tod bedeutete, wie es denn etliche Tage darauf seiner seligen Mutter in die Ewigkeit nachgefolgt ist.“

In der Mühle kam man einmal auf einen angesehenen Bürger des Städtleins zu sprechen, wobei einer der Mahlgäste berichtete, daß dieser Bürger schon seit langer Zeit immer an einem gewissen Tag im Jahre seinen Kramladen schließe, die Leute im Armenhaus speise, seine Dienstboten beschenke und überhaupt diesen Tag feiere, ob es gleich weder sein Geburtstag noch sein Namenstag wäre. Es jähre sich aber an demselben, daß er eine Gesellschaft von Spielern und Trinkern, zu der er sich längere Zeit gehalten, auf immer quittirt und seinen unordentlichen Lebenswandel, den er bis dorthin geführt, aufgegeben hätte. — Da versetzte der Mühlarzt: „Ich denke dabei an den Kaufmann aus einer großen Handelsstadt, der mir einmal in der Herberge, wo wir zusammen übernachteten, erzählte, wie daß er einmal in Polen von Straßenräubern angefallen, beraubet, an Händen und Füßen gebunden, und in einem großen Walde den Bremsen, Ameisen und anderem Ungeziefer wäre überlassen worden. Einen ganzen Tag lag er in großer Angst und Noth, flehte, wie leicht zu erachten, Gott gar inbrünstig um Hilfe an, und wand sich dazwischen wie ein Fisch, den der Fischer aus dem Netz genommen und an das

Ufer in's Gras geworfen hat. Darüber gerieth die eine Schleife des Stricks, damit ihm seine Hände auf den Rücken gebunden waren, unter eine dürre Wurzel, die wie ein Haken aus dem Boden hervorragte, und ging auf, also daß er dann auch die Bande an seinen Füßen losbinden und glücklich entrinnen konnte. Die Stricke aber hat er noch immer auf seiner Schreibstube hangen zur Erinnerung an seine Noth und die wunderbare Errettung daraus, und feiert den Jahrestag seiner Erlösung noch immer mit Beten und mit Almosengeben nach seinem Vermögen. — Dieß waren aber nur leibliche Noth und leibliche Bande; wie viel mehr sind wir Gott dann verbunden und zu Dank verpflichtet, wenn er uns Kraft gibt, die Bande zu zerreißen, in die uns der Satan geschlagen hat, und aus einer Seelengefahr zu entrinnen. Fürwahr, wenn wir dies recht bedächten, so sollten wir billig nicht blos Einen Tag im Jahr, sondern alle noch übrigen Tage unseres Lebens zu Dankfesten machen, indem wir sie in seinem heiligen Dienste hinbringen und rühmen: „Stricke des Todes hatten mich umfangen und Angst der Hölle hatte mich getroffen; ich kam in Jammer und Noth. Aber ich rief an den Namen des HErrn: O HErr, errette meine Seele! Und du hast meine Seele aus dem Tode gerissen. Nun will ich wandeln vor dem HErrn im Lande der Lebendigen. O HErr, ich bin Dein Knecht. Du hast meine Bande zerrissen, Dir will ich Dank opfern und des HErrn Namen predigen."

Einer von den Mühlgästen stieß einmal einen Fluch aus. Da hielt ihm der Mühlarzt die Sünde, so er wider das zweite Gebot begangen, ernstlich vor und drohte, ihn und seine Säcke ohne weiteres auf die Gasse zu setzen, wenn er noch ein einziges Mal unter seinem Dache fluche. Als aber der Bauer erwiederte, er sei das Fluchen von Kindheit auf gewohnt, und es würde ihm sehr schwer fallen, es zu lassen, erzählte der Mühlarzt, wie einmal ein Herr seinem Lohnkutscher das doppelte Fuhrlohn zu zahlen versprochen habe, wenn er sich auf dem Wege von Nürnberg nach Augsburg alles Fluchens enthielte. Der Fuhrmann schlug ein, und siehe da, die Liebe zum Geld war bei ihm noch stärker, als die Gewohnheit. Es streifte ein Anderer beim Ausweichen sehr hart an die Axe seines Wagens; aber er fluchte nicht. Es riß ihm ein funkelnagelneuer Strang; aber er fluchte wieder nicht. Eins von seinen Pferden verlor ein Hufeisen, und er mußte in der größten Sonnenhitze wie weit zurücklaufen, bis er es wieder fand; aber er fluchte abermals nicht. Seine müden Gäule ließen an dem steilen Ritter-Buck aus, und die Kutsche fing an rückwärts zu gehen; aber es entwischte ihm auch da kein Fluch. Kurz er kam in Augsburg an, welches sein Ziel war, und hatte auf dem ganzen Wege so wenig ein Wörtlein wider das zweite Gebot gesprochen, als der Priester auf dem Altar, wenn er die Vesper liest, und der Cantor auf der Orgel, wenn er das Tedeum anstimmt. Der Herr, den er gefahren, reichte ihm auch gerne das Doppelte, wie er es versprochen hatte,

und der Fuhrmann schmunzelte spöttisch, indem er die schönen Thaler einstrich, als wollte er damit sagen: „Um einen solchen Preis kann man das Fluchen drei Tage und noch länger einstellen, wenn es gerade sein müßte.“ Aber er brachte keinen Gewinn davon. Auf dem Heimwege fiel ihm sein Handgaul, der Apfelschimmel, und es ward an ihm erfüllt des HErrn Wort: „Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten.“

Als einmal in der Stadtmühle zu Tisch gebetet wurde, behielt einer der Mahlgäste, ein Bauer, seine Pelzmütze fest auf, ob er gleich nur einen Schritt vom Tisch auf der Bank saß und an einem großen Keil Brod arbeitete, davon er jeden Bissen mit einem Schnitz fetten Schinken würzte. Den beredete der Mühlarzt nicht sogleich wegen seiner Unart. Als aber nach der Suppe die Kartoffeln aufgetragen waren und er sich etliche davon schälte, erzählte er dabei: „Ein Edelmann in den Niederlanden war nicht nur durch den Krieg in große Armuth gerathen, sondern lag auch an Händen und Füßen lahm von der Gicht in einem Dachstüblein und hatte Niemand als eine alte Ausläuferin, die sich des Tags zwei- oder dreimal nach ihm umschaute. Und als er zuletzt auch von seinem alten Rittermantel die goldenen Spangen, Haken und Schnüre verkaufen mußte, gerieth er in schwere Sorgen. Aber an demselben Tag noch kam ein unbekannter Mann an sein Bette, der wie ein Kammerdiener eines großen Herrn aussah und stumm sein mußte, weil er

weder mit einem Wort grüßte, noch auf eine Frage Antwort gab, sondern jedes Mal seinen Finger fest auf die Lippen drückte, damit anzudeuten, daß ihm sein Mund verschlossen wäre. Der hatte ein schneeweißes Damasttuch an den vier Zipfeln in der Hand und in dem Tuch eine silberne Schüssel, die er mit der Speise darin auf das Tischlein neben dem Bett stellte, worauf er wieder ging, ohne zu sagen, woher oder wohin. Der Edelmann verwunderte sich sehr, als ihm diese Gnade zuerst widerfuhr, noch mehr aber, als diese Spende auch am folgenden Tag, ferner die ganze Woche und endlich die etlichen Jahre, die er noch lebte, fortgesetzt wurde. Denn der stumme Diener brachte einen Mittag wie den andern eine volle Schüssel und holte dagegen die leere. Und ist nicht auszusprechen, was herzliches Verlangen der Edelmann hatte, seinen unbekannten Wohlthäter kennen zu lernen und ihm seinen Dank zu bezeugen also, daß er endlich zu seinem stummen Elias-Raben sprach: „Sagt Eurem Herrn, daß mein Ende nahe ist, daß ich aber nicht ruhig sterben kann, ich habe denn zuvor meinem Wohlthäter die Hand gedrückt und mich bedankt." Da nickte der alte Diener beifällig mit dem Kopf, und noch denselben Abend erschien der Erzherzog Albrecht, der damals die Niederlande innen hatte, an dem Bette des Edelmanns, der die Hand seines Wohlthäters mit Dankthränen benetzte und etliche Stunden darauf fröhlich von hinnen schied." — „Uns Menschenkindern aber," fuhr der Mühlarzt fort, „ist der Wohlthäter nicht unbekannt, der uns so viele Jahre her aus seiner Küche eine

Schüssel um die andere zugeschickt, vom Himmel Regen und fruchtbare Zeiten gegeben und unsere Herzen erfüllet hat mit Speise und Freude. Und doch ist es Manchem zu viel, zu einem Tischgebet seinen Kopfdeckel zu rücken. — Wenn ich die Dankbarkeit malen sollte, so wollte ich nicht den Menschen zum Bilde wählen, sondern eines armen Mannes Hündlein, das um eines Bissen Brods und hingeworfenen Knochens willen seinen Herrn liebet, um ihn her hüpfet und springet."

In die Stadtmühle kam von zwölf zu zwölf Wochen ein Mann, der seines Handwerks ein Weber war und in seinem Ort die Winterschule hielt. Der klagte eines Tags darüber, daß seine Schüler so oft hinter die Schule gingen, und seufzte dabei über die gottlose Jugend und über die schlechte Kinderzucht der Alten. Der Ton seiner Stimme aber war rauh, wie des Knechtes Rupprecht, wenn er an den Laden klopft und den bösen Buben in der Kinderstube droht, und sein Gesicht sauer, als hätte er Bauchgrimmen von einem Aschermittwoch zum andern. Dem erzählte der Mühlarzt eine Legende und sprach: „Als der Erzvater Abraham zu Bersaba seine Hütten aufgerichtet hatte, baute er einen Altar und wollte von dem Namen des HErrn, des ewigen Gottes, predigen. Denn der Geist in ihm war wie ein lebendiger Brunnen, der nicht in der Tiefe verborgen bleiben kann, sondern hervorbrechen und tränken muß, was da dürstet und schmachtet. Aber Niemand wollte sich zu

dem Altare versammeln. Die Hirten sahen die heilige Stätte, aber sie hielten nicht mit ihren Heerden, sondern trieben vorüber; deßgleichen die Kaufleute, aber sie lagerten sich nicht mit ihren Kameelen, sondern zogen ohne Aufenthalt ihre Straße weiter. Da sprach Abraham: „Ich weiß, was ich thun will, daß sie länger verweilen,“ und pflanzte viel edler Bäume um den Altar her, Feigen und Datteln, Mandeln und Maulbeerbäume und Weinstöcke, die ihre Reben an die Aeste derselben hiengen. Aber die Engel Gottes kamen bei der Nacht und begoßen, was gepflanzt war, aus dem Brunnen des Lebens. Und ehe ein Jahr um war, berührten sich die Bäume mit ihren Blättern und legten ihre Arme in einander über dem Altar und schmückten ihre Zweige mit Früchten. Von der Zeit an gingen die Hirten und die Kaufleute und die Bogenschützen aus der Wüste nicht mehr so eilfertig an der Stätte vorüber. Abraham bewirthete sie mit dem Schatten und mit den Früchten seines Gartens und redete dazu von dem einigen und wahren Gott, dem Schöpfer und Erhalter aller Dinge, der den Menschen zu gut so viele edle Früchte hat wachsen lassen.“ — „Was aber,“ schloß der Mühlarzt, „für die Hirten und Kaufleute und die Jäger der Wüste Abrahams Garten war mit seinen Früchten, das sind für die Knaben und Mägdlein in der Schule die freundlichen Mienen und die milden Worte des Lehrers.“

Unter den Mahlgästen war einmal einer, der pflegte zu sagen, wäre es nach seinem Willen gegangen, so säße er jetzt nicht auf des Schusters Rappen, sondern als Professor auf einem Lehrstuhl, oder als Pfarrherr auf einer Pfründe, oder als Amtmann zu Gericht, oder als Rechtsconsulent im Rath, oder wer weiß wo. Weil es aber nicht nach seinem Kopf gegangen war, so hielt er sich für den unglücklichsten Menschen unter der Sonne und sah immer sauer darein, als wäre sein ganzes Leben ein Metzgersgang. In dessen Anwesenheit erzählte der Mühlarzt die Geschichte von dem Manne, der nicht recht wußte, wo es ihm fehlte. Gott aber wußte es. Und als der Mann einmal in der Kirche allein war und in seinem Gebet fragte, was er thun sollte, der Unruhe in seinem Herzen los zu werden, wurde ihm kund gethan, er sollte hinaus vor die Kirche gehen, da werde er einen Menschen finden, der es ihm sagen würde. Und als er draußen auf dem Kirchhof Niemanden sah als den alten Todtengräber, ging er sogleich auf ihn zu und grüßte ihn mit dem Wort: „Gott gebe dir einen guten Morgen!“ Der Todtengräber antwortete: „Ich habe seit dreißig Jahren keinen bösen Morgen gehabt.“ Jener fuhr fort: „Gott gebe dir Glück!“ Der Todtengräber antwortete: „Ich habe in dreißig Jahren niemals ein Unglück gehabt.“ Der Unzufriedene versetzte: „Gott gebe dir Heil!“ Der Todtengräber erwiederte: „Es ist mir seit dreißig Jahren nie ein Unheil widerfahren.“ Da verwunderte sich unser Mann über die Maßen und bat: „Berichte mich besser, denn ich

kann es nicht verstehen.“ Worauf der Todtengräber entgegnete: „Seit dreißig Jahren ist mein Wahlspruch: ‚Wie Gott will, wann Gott will, was Gott will,‘ und was Er mir schickte, Freude oder Leid, Sauer oder Süß, deß war ich alles fröhlich und nahm es fröhlich an, als das Allerbeste, das mir widerfahren könnte.“

An einem naßkalten Herbsttage kam einmal ein armes Studentlein in die Stadtmühle und bettelte auf lateinisch. Die Mahlgäste aber verstanden es doch und wußten, was es wollte. Denn die geflickten Stiefeln und das enge Röcklein mit den kurzen Aermeln, so es anhatte, redeten gut deutsch. Also thaten auch Alle, so in der Stube waren, ihre milde Hand auf, mit Ausnahme eines Einzigen, der seinen Beutel stecken ließ und das Bürschlein mit einem dürren „Gott helf!“ abspeiste. — Deßhalb brachte der Mühlarzt noch denselbigen Abend das Gespräch auf das Almosengeben, wobei ihm ein großes Predigtbuch zu Statten kam. Denn aus demselbigen las er folgende Stücke vor:

„Von dem Florentiner Bischof Antonius berichtet die Legende, daß ihm einmal ein Bauersmann einen Korb voll schöner Aepfel verehrte in der Hoffnung, daß er so mehr dafür bekommen würde, als wenn er sie auf dem Markt feil böte. Der Bischof aber ließ es bei einem „Vergelt's Gott“ bewenden und bei dem Segen, den er ihm auf den Weg mitgab, worüber sich der Bauer so betrübte, daß er im Weggehen gegen den Thürhüter äußerte: „Seine Erzbischöfliche

Gnaden müßten heute die Spendir-Hosen vergessen haben anzuziehen.“ Als solches dem Kirchenfürsten hinterbracht ward, ließ er das Bäuerlein wieder holen, ging mit ihm in das Speisegewölb hinab und legte in die eine Schale der großen Wage, die daselbst war, einen federleichten Streifen Papier, worauf er mit eigener Hand „Vergelt's Gott“ geschrieben hatte. In die andere Schale ließ er den Korb mit den hundert großen Aepfeln stellen. Und siehe da, der leichte Zettel überwog die schweren Früchte bei weitem und sank mit der Schale, darin er lag, bis auf den Boden. Worauf der Bischof zu dem Manne sagte: „Siehe nun mit Augen, daß du nicht Ursach hattest, dich über meine Unerkenntlichkeit zu beschweren. Da hast du einen Goldgulden; aber mein Vergeltsgott würde dir mehr eingetragen haben, wenn du ihn im rechten Glauben hingenommen hättest.“

„Item: Ein berühmter christlicher Prediger meint, die Almosen, die man gibt, wären nicht unter die Ausgaben zu setzen, sondern unter die Einnahmen. Wenn z. E. ein Kaufmann am Ende eines Monats oder eines Jahrs seine Bücher abschließe, so sollte er die Summe seiner Almosen unter seine ausstehende Kapitalien stellen, und zwar unter die, welche am sichersten und auf erster Hypothek stehen, maßen man ungleich mehr einnehme, nämlich den Segenswunsch der Armen, der wirklich Gottes Segen mit sich führe, als ausgebe, nämlich etwa einen Zweier, einen Groschen oder einen Thaler.“

„Item: Ein Kirchenvater vergleicht die Säckel und Vorrathskammern christlicher Wohlthäter mit den lebendigen Wasserbrunnen, welche, ob man noch so viel schöpft, doch immer voll sind, weil sie ihre heimlichen Adern und Gänge haben, durch welche ihnen immer aus der Tiefe wieder zugeführt wird, was sie hingegeben haben. Also ersetzt Gott wieder mit stille und unsichtbar zufließendem Segen, was aus lauterem Herzen auf die Armuth verwendet wird.“

„Item: Mit dem Almosengeben und Spenden, so im rechten Glauben und in rechter Liebe geschieht, hat sich's, wie mit dem Brodbrechen Jesu, als er die Hungrigen in der Wüste speiste. Die Jünger kamen ein um das andere Mal und trugen in den weiten Schößen ihrer Mäntel und in den Körben, die auch nicht die kleinsten gewesen, weg, was der HErr abgebrochen hatte. Und dennoch fehlte seinen Händen nichts. Er theilete fort und fort aus und behielt doch noch mehr übrig, als womit er angefangen hatte.“

„Item: Niemand kann so arm sein, der nicht einem andern Armen könnte ein Almosen reichen und ein Werk der Barmherzigkeit an ihm thun, und ist die christliche Liebe allzeit reich und erfinderisch, es mangelt ihr nimmer an Mitteln. Wenn sie anders nichts hat, holt sie dem Kranken einen Trunk frischen Wassers, oder geht aus und wird seine Fürsprecherin bei Andern, oder macht ihm sein Bette, oder bindet ihm in der Sonnenhitze einen Wedel von grünen Reisern und weht ihm damit ein kühles Lüftlein an. —

Eine arme Wittwe, deren Kinder selbst in theurer Zeit das Brod vor den Thüren suchten, besaß eine Henne und erhielt sie mit den Brocken, so ihr und ihren Kindern übrig blieben. Aber nicht wenige von den Eiern, die ihr das Huhn legte, sott sie weich für einen kranken und verlassenen Menschen in ihrer Nachbarschaft und brachte sie ihm bald Abends und bald Morgens auf einem kleinen Porzellan-Teller und legte Petersilien-Kraut darum, daß sie appetitlich hersahen, als wären es Ostereier."

Als unter den Mahlgästen einmal auch eines Taglöhners Weib war, das mit der Nachbarin zürnte und in Feindschaft lebte, erzählte der Mühlarzt: „Ein Mann war mit einem friedhäßigen, zanksüchtigen und unversöhnlichen Nachbar gestraft, und hatte mehr Böses von ihm erfahren, als man auf eine Eselhaut schreiben kann, die Ohren mit eingerechnet. Aber dennoch betete er für diesen seinen Widersacher fleißig. Und als er in der Nacht von dem Grünen Donnerstag auf den Stillen Freitag über solchem Gebete eingeschlafen war, träumte ihm, daß ein Engel in seines Nachbars Haus gehe mit einem aufgeschlagenen Buch in seiner Hand und laut lesend das Wort: „Also wird auch mein himmlischer Vater euch thun, so ihr nicht vergebet von eurem Herzen ein Jeglicher seinem Bruder seine Fehle," und hinter diesem ein anderer mit einem Korb voll wunderschöner Blumen und Früchte, und hinter diesem ein dritter mit einer scharfen Ruthe in der Hand, und hinter diesem

der HErr selbst mit der Dornenkrone und mit den bluttriefenden fünf Wunden, und zuletzt der Tod mit der Sense und der Satan mit dem Strick, — alle sehr traurig und betrübt, der Tod und der Satan ausgenommen, die nicht vergebens gegangen waren, wie die andern. Aber ehe dieser Zug noch ganz an ihm vorüber war, wachte der Mann auf von einem starken und heftigen Klopfen an seinem Fensterladen und wurde ersucht, eilends zu seinem Nachbar zu kommen, der todtkrank sei. Aber ob er gleich eilte, so viel er nur konnte, so kam er doch zu spät und fand den Patienten schon todt. Des andern Tags ging er zu seinem Beichtvater und bat ihn, daß er ihm den Traum deuten möchte, den er gehabt hatte. Dieser sagte, Gott pflege es mit den unbußfertigen Menschen gemeiniglich also zu halten, daß er sie ermahne und warne, und zwar durch Sein Wort, welches durch den ersten Engel mit dem offenen Buch angedeutet sei. Die Blumen und Früchte des andern Engels gingen auf die mancherlei Wohlthaten, womit der HErr einen solchen Menschen überschütte, ob er nicht also sein Herz erweichen könnte. Und wenn dieses nicht verfangen wolle, pflege er die Ruthe zu nehmen und ihn an seinem Leibe, oder an seinem Vermögen, oder an seinen Abgöttern, als da sind Ehre, Ruhm, Volksgunst u. s. w., heimzusuchen. Auch der HErr Jesus lasse es nicht an sich fehlen, sondern klopfe mit unsichtbarer Hand an das verschlossene Herz. Wenn dann der Mensch Alles in den Wind schlage und in seiner Bosheit und Unbußfertigkeit beharre, so geschehe ihm nicht

Unrecht, wenn ihn Gottes Gericht übereile und er im Zorn hingerafft und den Peinigern übergeben werde.

Eine Wittwe in der Vorstadt konnte nur selten etliche Gulden zusammenbringen; aber wenn sie so viel beisammen hatte, als zwei oder drei Metzen Korn galten, faßte sie das Getreide auf dem herrschaftlichen Kasten und trug es selbst in die Mühle, es zu mahlen. Sie wandelte als eine fromme und treue Magd des HErrn; aber weil ihr Leben von Jugend auf und Kindesbeinen an nichts als Noth und Plage gewesen war, wurde sie dann und wann etwas müde und unsicher, ja zweifelhaft in ihrem Geiste, ob sie denn auf dem rechten Wege sei, der zur Ruhe von dieser Noth und Plage führe. Zu der setzte sich der Mühlarzt, als sie eines Abends allein mit ihrem Gestrick an dem Tisch in der Mühlstube saß, und erzählte: „Ein Mann, der an einem Kreuzwege saß, war von seinem König dazu bestellt, den Pilgern Auskunft zu geben. Den fragte ein Wanderer, der seine Reise schon angetreten hatte, nach dem rechten Weg, und der Mann antwortete ihm: „Gehe geradeaus nach dem Gebirge zu, so vor dir liegt, und bleibe immer auf dem Wege, welcher der schmalste ist und auf welchem du vor und hinter dir die Wenigsten wandeln siehst. Wenn du eine Weile darauf fortgegangen bist, wirst du an einen rauschenden Strom kommen. Ueber ihn führt weder Brücke noch Fähre; doch stehet an dem Orte, wo eine Furt ist, ein aufgerichtetes Kreuz, und wenn du dich darnach richtest, wirst du ohne

Verlust deines Lebens hinüberkommen. Wenn du durch's Wasser bist, wirst du in eine Tiefebene kommen und auf ein Moos, darin man gar leicht versinken und untergehen kann; es sind aber durch und durch Steine gelegt, die mit Kreuzen gezeichnet sind. Auf diese mußt du, wenn dir dein Leben lieb ist, fleißig Acht haben, was nicht leicht ist, weil über viele derselben das braune Sumpfwasser geht. Wenn du den Sumpf hinter dir hast, so gelangst du in einen großen, dicken Wald, wo unzählige Holzwege durch einander laufen. Der rechte ist an den tausendjährigen Eichen zu erkennen, darein ein Kreuz geschnitten ist. Demselben folge und keinem andern. Wenn du nun aber auch den Wald hinter dich gebracht hast, so liegt das Gebirge vor dir und ein jäher schmaler Steig, der hinüberführt. Rechts und links laufen von demselben allenthalben lustige Nebenwege aus; aber sie enden alle an Abgründen, und man muß auf ihnen entweder umwenden oder endet bei Nacht oder Nebel mit einem Sturz in die Tiefe sein Leben. Darum bleibe auf dem schmalen Pfad, und damit du sein nicht verfehlst, so richte dich nach den Kreuzen, die allenthalben in die Felsen gehauen sind. Und wenn du endlich auf dem Rücken des Gebirgs angekommen bist, wirst du die Stadt vor dir sehen, wo du von allen deinen Mühseligkeiten in einen seligen Ruhestand gelangen kannst.“ So sprach der Mann an dem Kreuzweg, und der Wanderer besann sich etliche Augenblicke, ob er seinem Fingerzeig folgen sollte. Aber bald folgte er seiner Anweisung in der Erwägung, daß der Mann

ihm gewiß nicht zu den rauhen, sondern zu den lustigen Wegen gerathen haben würde, wenn er ein Betrüger und falscher Prophet wäre. Und er fand nicht nur Alles so, wie es ihm beschrieben worden, sondern je länger er pilgerte und je weiter er kam, desto versicherter wurde er auch im Geist, daß er nicht irre gehe und daß er unfehlbar auf dem rechten Wege zu der Stadt sei, die er suchte.

„Ein solcher Wegweiser," setzte der Mühlarzt hinzu, ist auch unser Heiland. Fragen ihn die Pilger dieser Welt um den rechten Weg zum Himmel, und nach der Stadt Gottes, so antwortet er: „Die Pforte ist enge und der Weg ist schmal, der zum Leben führt, und ihrer sind wenige, die ihn finden." Der Apostel aber, der diesen Weg von Damaskus bis zu seinem Kreuz in Rom genau eingehalten hat, gibt die drei Stationen desselben an, indem er schreibt: „Wir wissen, daß Trübsal Geduld wirket, Geduld aber wirket Erfahrung, Erfahrung aber wirket Hoffnung, Hoffnung aber lässet nicht zu Schanden werden," und selig, wer, auf der dritten Station angekommen, mit dieser Hoffnung unter dem Pilgerzeichen auf der Brust, seine Wallfahrt fortsetzen und vollenden kann."

Später redete der Mühlarzt noch einmal in einem Gleichnisse zu dem nämlichen Weibe und sprach: „Es waren vor Zeiten drei Brüder. Der älteste derselben kostete das Wohlleben dieser Welt auf alle Weise. Alles, was seine Augen wünschten, das ließ er ihnen, und wehrete seinem

Herzen keine Freude. Denn Gesundheit, Reichthum und Ehre blieben ihm getreu und begleiteten ihn bis an sein Ende. Der andere Bruder hatte zwar sein Auskommen, aber es ging mit ihm durch so viel trübe Stunden und böse Tage, daß er öfters seufzte: „Es ist ein elend jämmerlich Ding um aller Menschen Leben von Mutterleibe an, bis sie in die Erde begraben werden, die unser aller Mutter ist. Da ist immer Sorge, Furcht, Hoffnung und zuletzt der Tod.“ Der dritte Bruder endlich war ein armer Lazarus und lag gichtbrüchig in dem Hospital. — Da begab es sich, daß der Pfarrer des Orts noch in der Nacht geholt wurde und ausging, einen Kranken zu besuchen. Und als er an das große Haus des ältesten Bruders kam, vergaß er sich und wünschte etwas von dem, was dieser zu viel hätte und wohl entbehren könnte. Aber es fuhr eine Hand aus der Wand und schrieb über das große Thor: „Gott hat ihn aufgegeben und vergessen.“ Und als er erschrocken weiter ging und in die enge Gasse kam, darin der zweite Bruder wohnte, stand mit der Lichtmaterie, welche die Johanniswürmer führen, an seine Hausthüre geschrieben: „Gott erinnert sich seiner.“ Und als er am Spital zu dem Dachstüblein hinaufschaute, darin der dritte Bruder lag, las er an den kleinen Fensterflügeln des Gemachs wie zu einer festlichen Illumination und Beleuchtung mit allen Regenbogen-Farben geschrieben das Wort: „Gott hat ihn in seine Hand gezeichnet.“ Bald aber hernach hat das Ende der drei Brüder das Amen dazu gegeben. Denn der älteste ist in voller

Verzweiflung dahin gefahren, der andere durch schwere Kämpfe zu einem seligen Ausgang aus dieser Welt gelangt, der dritte aber sanft und lächelnd entschlafen, wie ein spielendes Kind in der Wiege, nachdem er noch eine Viertelstunde zuvor gesagt hatte, so wohl sei es ihm in seinem ganzen Leben nicht gewesen."

„Was meinet Ihr," fragte der böhmische Bruder das Weib, „welcher unter diesen Dreien der glücklichste gewesen ist?" Und die Wittwe antwortete: „Wie könnt Ihr noch fragen? Das Ende gibt den Ausschlag. Einen Missethäter hilft's nichts, wenn man ihn durch eine lustige Gegend zum Hochgericht führt und ihm unterwegs von der einen Seite die feinsten Speisen und von der andern die köstlichsten Weine reicht. Denn so oft er die Augen aufschlägt, muß er den Galgen sehen, der vor ihm auf dem Berge steht."

Einem Manne, der in die Stadtmühle gekommen war, um Lein zu schlagen, um aus seinem Leinsamen Oel zu bereiten, brachte sein Weib das Abendbrod. Und indeß sie neben ihm sitzen blieb, bis er den Teller leer gemacht hatte, war unter den Mahlgästen die Rede vom Hauskreuz. Das Weib aber machte ein Gesicht dazu, wie das Schooßhündlein der Edelfrau, wenn des Schafmeisters Fidel von kalten Winternächten, von Schneegestöber und Regengüssen erzählt. Denn sie hatte vor und in ihrem Ehestande noch kein Hauskreuz erlebt. — Da mischte sich auch der Mühlarzt in das Gespräch und erzählte: „Nicht lange vor der Eroberung

und Einäscherung der guten Stadt Magdeburg saßen an einem schönen Sommertag Nachbarsleute vor einem Hause daselbst auf der Bank und besprachen mancherlei Sachen, auch das Hauskreuz, so das eine und das andere zu tragen hatte. Unter ihnen war auch eine junge begüterte Frau. Die ließ sich verlauten, man höre in den Predigten so viel vom Kreuz, sie wisse aber nicht, was das Kreuz sei, setzte auch scherzweise hinzu, die Herren auf der Kanzel brauchten zu ihren Kreuzpredigten so viel Holz, daß an sie noch gar keins gekommen wäre. — Diese Frau erdrückte noch in derselbigen Nacht ihr Kind im Schlafe, und wollte sich nicht trösten lassen, weil sie auf nichts vorbereitet war und weil sie es sich zur größten Schuld anrechnete, daß sie über die züchtigende Hand Gottes gescherzt hätte. — Etwa ein halb Jahr hernach ist die Stadt erobert und Alles durch Feuer und Schwert verderbet und zu Grund gerichtet worden. Wie Viele mögen da nicht erfahren haben, was Kreuz ist, aber auch was für süße Frucht es bringt, wenn man es mit Ergebung auf sich nimmt und mit Geduld trägt."

So lange der Mühlarzt in der Stadtmühle war, sprachen von Zeit zu Zeit Böhmische Brüder bei ihm ein, die wegen ihres Bekenntnisses hatten aus ihrem Vaterlande weichen müssen. Ein solcher Exulant oder Vertriebener redete einmal im Beisein mehrerer Mahlgäste von der Kraft Gottes, die in den Schwachen mächtig ist, und von dem Troste, damit glaubige Seelen erquickt würden, wann das

Feuer der Trübsal am heißesten sei. Er gebrauchte dazu das Exempel von dem vornehmen Jünglinge, so den 11. Januar 1555 um seines evangelischen Bekenntnisses willen verbrannt worden ist, und erzählte: „Als dieser zum Tode verurtheilt worden war, besuchten ihn seine Freunde im Gefängnisse und bekannten ihm, daß sie sich vor einem so gewaltsamen und schrecklichen Tod, als das Feuer verursachte, sehr fürchten würden, baten auch, wenn es nun mit ihm dahin gekommen wäre, daß er solche Marter ausstehen müßte, möchte er ihnen mitten im Feuer ein Zeichen geben, daran sie erkennen dürften, daß die Qual nicht ganz unleidlich und unerträglich wäre, sondern daß der HErr auch da erfülle sein Wort: „Gott ist getreu, der euch nicht lässet versuchen über euer Vermögen, sondern machet, daß die Versuchung so ein Ende gewinne, daß ihr's könnet ertragen." Der Jüngling versprach es und sagte: wenn sie durch die Flammen etwas sehen würden, so Frieden bedeute, sollten sie daran erkennen, daß seine letzte Prüfung erträglich wäre. Neben dem Mauerthurm aber, in welchem er gefangen lag, stand eine alte Linde und streckte einen ihrer Aeste bis über das Fenster seines Gefängnisses aus. Von dem nahm er, ehe er zum Tode geführt wurde, einen Zweig und versteckte ihn unter dem Bußhemde, womit er angethan worden war von den Priestern und Schergen, welche ihn abholten. Als er aber schon geraume Zeit auf dem Scheiterhaufen stand und die Flammen angefangen hatten, mit ihren feurigen Zungen an ihm zu lecken, streckte er seine Hand mit dem

Lindenzweig hoch über sie hinaus und hielt sie eines Vaterunsers lang empor. Dann ließ er seinen Arm wieder sinken und neigte sein Haupt."

Einmal sprach man in der Stadtmühle auch über die wunderbare Kraft, so den geistlichen Liedern inwohne, und bei dieser Gelegenheit erzählte der Mühlarzt: „Ein Mann, der aus dem Kriege wieder heimgekommen war, kaufte sich mit seinem geringen Erbgute einen kleinen Kramladen am Dom. Denn er hatte kein Gewerbe gelernt und zwei Finger von seiner rechten Hand auf dem Schlachtfelde von Nördlingen verloren. Aber bald sah er, daß das kleine Geschäft seinen Mann nicht ernähre und daß er bankerott werden müsse, wenn er nicht noch einen andern Nahrungszweig dazu erreichen könnte. Darüber brachte er manchen Tag in Sorgen und Aengsten zu. Sonderlich setzte ihm in einer Nacht der Gedanke zu, daß er, der guter Leute Kind und aus einem angesehenen Geschlecht des Orts entsprossen sei, sich nicht fortbringen und zum Gerede des Städtleins werden sollte, und brachte ihn so in Verzweiflung, daß er nahe daran war, sich mit dem Degen, der neben seinem Bette hieng, das Leben zu nehmen. Gott aber, der auf die Seelen, zumal auf die elenden und betrübten, Acht hat und nicht will, daß davon eine einzige verloren werde, that in seinem Theil, daß es nicht dazu kommen sollte. Er schickte es, daß die Schwester des Krämers, die ihrem ledigen Bruder das Hauswesen führte, aber von seinen Umständen so wenig

wußte als der Nägeleinstock vor dem Fenster, früher aufstund als gewöhnlich, und, indem sie die Hausflur kehrte, mit heller und munterer Stimme sang: „Wer hofft in Gott und dem vertraut, der wird nimmer zu Schanden u. s. w.“ Dieß ging ihrem Bruder zu Herzen und richtete ihn so auf, daß er Gott um Gnade und Vergebung seiner Sünden bat und Zuversicht gewann. Und nicht lange Zeit nachher that ihm Gott die Augen auf, daß er zu dem alten noch einen neuen und besseren Nahrungszweig finden konnte.

In der Stadtmühle äußerte einmal ein Bauer, der einen Pfennig zweimal umwendete, ehe er ihn gegen ein Vergeltsgott hingab, wenn man beim Almosengeben zu tief in den Säckel greife, so müsse man die Finger aufstoßen und sich wehe thun. — Dem antwortete der Mühlarzt mit einer Geschichte und sprach: „Von einem griechischen Kaiser berichtet man, daß er ein überaus freigebiger und wohlthätiger Herr gegen die Armen gewesen und darin zuweilen so weit gegangen sei, daß es an Vorrath für die kaiserliche Tafel gebrechen wollte und der Küchenmeister und Mundkoch darüber murrten. Selbst Sophia, des Kaisers Justini Wittwe, nannte seine Mildthätigkeit Verschwendung und redete ihm ernstlich und fast verweislich ab. Aber ob er sie gleich wie seine zweite Mutter achtete, gab er ihr doch zur Antwort, er sei versichert, daß es ihm an seiner Nothdurft nimmer mangeln würde, wenn er nach Christi Befehl die Armen versorgte und sich einen Schatz im Himmel sammelte.

Und nicht lange darauf kam er in einen Theil seines kaiserlichen Palastes, da er noch nie gewesen war, und wurde in dem Pflaster einen großen Marmorstein gewahr mit einem erhabenen Kreuz darauf. Den befahl er aufzuheben und zur Seite in die Wand der Halle zu versetzen, durch welche die Hofleute in sein Vorzimmer gingen, maßen es sündlich wäre, das heilige Zeichen des Erlösers mit Füßen zu treten, und den vornehmen Herren eine solche Erinnerung nicht schaden könnte. Als man aber den ersten Stein gehoben hatte, fand sich unter demselben ein anderer mit dem nämlichen Kreuz. Den ließ er auch heben und über einen Brunnen vor der Stadt legen, wohin viele Leute kamen, Wasser zu schöpfen. „Denn," sagte er, „es ist besser, daß dieß Bild den Leuten vor Augen liegt, denn unter der Erde." Und als unter dem zweiten Stein noch ein dritter lag, wurde ihm doch die Zeit nicht zu lange, noch der Geduldfaden zu kurz, sondern befahl, ihn ebenfalls zu heben und dahin zu thun, wo er besser liege als bei den Todten unter der Erde. Denn der Kaiser meinte nicht anders, als daß man nun auf einen Sarg kommen werde. Aber man kam auf einen großen Schatz von Gold und Edelsteinen, der, wie Etliche berichten, sich über eine Million belaufen, wodurch der fromme Fürst nur noch mehr in seinem Glauben bestärkt wurde. Denn er hörte, so lange er lebte, nicht auf, mehr für die Bedürftigen als für sich selber zu sorgen. Hat auch an sich erfahren, daß, wo nur Gottesfurcht und Mildthätigkeit beisammen sind, auch die dritte

Schwester nicht ferne ist, nämlich die rechte Weisheit, welche das Auge des Gebers schärft und seine Hand lenkt und regiert."

In der Stadtmühle erzählten sie eines Abends beim Spahnlicht von einem sonst wackern Mann, der sich gehenkt hatte, und behaupteten, daß ihn die Sorgen von wegen seiner vielen Kinder dahin gebracht hätten. Der Mühlarzt aber versetzte: „Das kann wohl sein, maßen der Versucher, wenn eine nicht stark genug ist, aus mehreren Sorgen einen Strick dreht. Wenigstens erzählt unser werther Doktor Martinus in seinen Tischreden das Gleichniß von dem angefochtenen Mann. Der ging in einer schweren Traurigkeit auf seiner Kammer hin und her und sahe einen Faden auf der Erde liegen, welchen er aufhob und zwischen seinen Fingern drehte, wie man zu thun pflegt, wenn man tief in Gedanken ist. Nicht lange aber, so fand er noch einen Faden, und folgends den dritten und vierten und so fort, bis er so viel beieinander gehabt, daß er — wie ihm auch einen Augenblick in den Sinn kam — leicht einen Strick daraus hätte machen können, sich zu erhenken, zumal da ein Fußschemel an der Wand stand und in Mannshöhe darüber ein starker Haken eingeschlagen war.

„Dieß ist," setzte der Mühlarzt hinzu, „ein eigentliches Bild, wie es der Versucher mit den Menschen zu machen pflegt, die ein ängstliches Gemüth haben. Er leget ihnen eine Sorge um die andere vor die Füße, wohl wissend,

daß sie keine liegen lassen, sondern eine nach der andern aufheben, und wartet als ein listiger Jäger, ob vielleicht endlich ein Strick der Verzweiflung daraus werden wolle."

Als einmal einer der Mahlgäste das Sprüchwort gebraucht hatte: „Was sein soll, schickt sich wohl," erzählte der Mühlarzt eine Geschichte dazu und sagte: „Als Konstantinopel unter den griechischen Kaisern stund und noch eine christliche Stadt war, hatte einmal ein gewisser Nektarius, ein Priester aus Tarsus in Cilicien, daselbst etwas zu thun. Es war aber gerade zu der Zeit, als der erzbischöfliche Stuhl in der Hauptstadt erledigt und viele Bischöfe aus allen Theilen des Reichs dort versammelt waren, einen andern obersten Kirchenfürsten zu wählen und dem Kaiser zur Bestätigung vorzuschlagen. Und als nun der Priester Nektarius alle seine Dinge beschickt hatte und wieder heimreisen wollte, nahm er Abschied bei Diodorus, dem Bischof von Tarsus, und fragte ihn, ob er nichts mehr zu befehlen oder ein Schreiben nach Hause mitzugeben hätte. Der Bischof aber ging gerade mit dem Gedanken um, wo man einen tüchtigen Mann für das erledigte Hohepriesteramt in Konstantinopel finden könnte. Und als er nun den Nektarius, den alten und doch kräftigen, den muthigen und doch holdseligen Mann vor sich sieht und mit ihm über Dieses und Jenes spricht, ist es ihm, als hörete er eine Stimme sagen: „Dieser und kein Anderer ist der Rechte." Daher stellte er ihn auch dem Bischof von Antiochien vor,

und bat nachher seinen Kollegen unter vier Augen, er möchte den Nektarius mit in Vorschlag bringen. Der Bischof aber lächelte über diesen sonderbaren Gedanken in Anbetracht der vornehmen und weltberühmten Männer, die schon auf die Wahl gekommen waren, während Nektarius, der Priester, am kaiserlichen Hofe so wenig bekannt war als ein griechischer Groschen an den Enden von Lybien. Doch, als Tags darauf der Kaiser den versammelten Bischöfen befiehlt, die Namen der Männer, so sie zu dem höchsten geistlichen Amte tüchtig erachteten, ungesäumt zu verzeichnen und ihm vorzulegen, wurde der Bischof von Tarsus mit diesem Geschäfte beauftragt. Und dieser setzte zuletzt nach allen andern Namen auch den des Nektarius in das Verzeichniß, daß er sich darin nicht besser ausnahm, als des Meßners Gehilfe hinter zwölf Domherren, die Paar und Paar aus der Kirche gehen. Als aber der Kaiser das Verzeichniß in die Hand genommen hatte, kann er nicht mehr von dem Namen „Nektarius“ wegkommen, und beschließt, daß er zu der hohen Würde und Bürde sollte befördert werden. Und es hilft nichts, daß sich die Bischöfe über die Maßen verwundern und Vorstellungen machen. Der Kaiser läßt sich nicht abwendig machen, sondern antwortet: „Was ich geschrieben habe, das habe ich geschrieben,“ und Nektarius behält den ersten Hirtenstab des Reichs, den ihm der HErr in die Hand gelegt hatte.

———

In der Stadtmühle waren einmal drei Bauern beisammen und thaten, als müßten sie nächstens verhungern. So klagten und jammerten sie über die Schnecken und Feldmäuse, so der Wintersaat von oben und unten zusetzten mit Benagen und Umwühlen. Unter die setzte sich der Mühlarzt, als er draußen in der Radstube Feierabend gemacht hatte, und erzählte: „An dem Elbstrom ist eine Stadt, wo das Brunnenwasser zum Bierbrauen und Färben nicht taugt. Daher es eine alltägliche Sache ist, daß man aus dem Strome holt, was man dazu bedarf. In dieser Stadt erfuhr einmal ein Gärtner, ein frommer und sehr verständiger Mann, daß einer seiner besten Freunde hoch bekümmert sei, weil es in dem Nadelgeschäfte etwas stockte und die Messe in Leipzig schlecht ausgefallen war. Deßwegen besuchte er ihn, stellte sich sehr traurig, und sagte mit Geberden der Bestürzung: „Ich weiß nicht, was wir endlich anfangen und woher wir Wasser zum Gießen, Brauen, Färben und anderer Nothdurft nehmen werden.“ „Ei, wie da?“ versetzte der Nadelverleger, „sorgst du denn um das Wasser?“ „Freilich,“ erwiederte der Gärtner, „denn ich sehe, daß man's nicht allein mit Eimern und Schäffern aus dem Strom herausträgt, sondern auch in den größten Fässern und Tonnen herausfährt, daran vier starke Pferde zu ziehen haben. Wo will endlich alles dieß Wasser herkommen?“ Da lächelte der Nadler und fuhr fort: „Ich weiß nicht, was ich davon denken soll, daß du so seltsame Gedanken hast. Der Elbstrom hat bisher Wasser genug ge-

habt, nicht allein für unsere Stadt, sondern auch für alle Städte, Flecken und Dörfer, so daran liegen, und wird auch ferner genug haben." „Wohl," versetzte der Gärtner, „ich lasse dir Recht und bekenne, daß ich mir unnöthige Sorge gemacht habe. Allein womit willst du beweisen, daß deine Sorgen klüger sind als die meinigen? Du sorgst, weil dein Geschäfte stockt. Wer hat dich aber bisher versorgt? Hat es nicht Gott gethan? Kann er es nicht auch ferner thun? Ist der breite und tiefe Strom Seines Segens vertrocknet oder will er vertrocknen? Es ist möglich, daß der Elbstrom vertrockne, nicht aber, daß Gottes väterliche Fürsorge für die Seinen aufhöre." So sprach der Gärtner, der Nadelverleger aber nahm seine Mütze vom Haupt und antwortete: „Amen!"

Einer der Mahlgäste äußerte einmal: „Wenn ich die harten Thaler des alten Apothekers in meiner Truhe hätte, wollte ich ein anderes Gesicht machen als er." Denn dieser reiche Mann streifte nach seiner Gewohnheit fast unaufhörlich mit der Hand über das ganze Gesicht, aber so oft er auch darüber fuhr, blieben doch die trüben Wolken der Unzufriedenheit und der Sorge darauf liegen. Der Mühlarzt aber sah gar wohl, daß der Mahlgast nicht wußte, was er sagte, und erzählte, um ihn eines bessern zu belehren, folgende Geschichte:

„Es war einmal ein Schuster, der nicht mehr hatte, als er täglich mit seiner Hände Arbeit verdiente, dabei aber

immer fröhlich und guter Dinge auf seinem Rappen saß, wie der Postknecht mit einem guten Trinkgeld in der Tasche auf seinem Sattelgaul. Sein Nachbar zur Rechten aber, ein reicher Schalk, der mehr goldene Holländer commandirte, als der Herzog von Coburg gute Sechser, sprach bei sich selber: „Wart, Schuster, dir will ich das Singen und Pfeifen auf eine Woche vertreiben.“ Achtete auch einen Sack mit Thalern, die erst ganz neugebacken aus der Clausthaler Münze gekommen waren, nicht zu hoch, sondern legte ihn, bevor die Nacht dem Tage wich, an die Thüre des Schusters. Und als der arme Mann den Sack gefunden und in's Haus getragen hatte und die silbernen Eier darin betrachtete, hatte er in der ersten Viertelstunde eine große Freude daran. Aber bald redete sein Gewissen ein Wörtlein darein und sprach: „Du solltest den Sack, wie er ist, nehmen und auf das Rathhaus tragen. Denn vielleicht ist er gestohlen, und der Dieb hat ihn vor der Thüre liegen lassen, weil er ihn nicht mehr weiter bringen konnte.“ Und da er nicht that, was sein Gewissen wollte, und seine Gedanken sich untereinander entschuldigten und verklagten, hatte er den ersten bösen Tag in seinem Leben und ward so verdrüßlich, wie ein Wandersmann, der ruhig seinen Weg gehen möchte, aber von zwei ungebetenen Gefährten zu seiner Rechten und Linken bald auf die eine Seite gezerrt wird und bald auf die andere. — Den Tag darauf schwieg das Gewissen des Schusters. Dagegen aber stellte sich die Furcht ein, und bis ihm die Augen wieder zufielen, war es ihm immer, als

stände Einer hinter seinem Rappen und raunte ihm in das Ohr: „Die Räuber werden bald wieder kommen und ihr Geld holen, dich aber erschlagen.“ — Am dritten Tag fiel ihm der Gedanke schwer auf's Herz, wenn er anfangen werde, des Geldes so oder so zu genießen oder es anzulegen, würde er in bösen Verdacht und in gerichtliche Untersuchung kommen. — Das redete ihm sein Weib, die Schusterin, am vierten Tag aus. Als er aber mit ihr rathschlagte, was mit den silbernen Findlingen anzufangen wäre, ob man sie nach und nach auf Zins thun oder ob man ein Haus kaufen und es in Fristen bezahlen sollte, wurden sie uneins, und die Schusterin spürte das erste Mal den Unterschied, der zwischen Tachteln und Wachteln ist. — Am fünften Tage zürnten die Eheleute mit einander, und den Schuster, den sein Jähzorn reute, irrte die Fliege an der Wand. Am sechsten aber wurde er über den Mammon zornig und verwünschte ihn in die Klüfte des Harzgebirgs, woher er gekommen. Und als am Sonntag nach dem Essen der Nachbar herüber kam und fragte: „Meister Ortlieb, warum habt Ihr die ganze Woche über weder gesungen noch gepfiffen?“ sah der Schuster den Schalk in seinem Gesicht und warf ihm den Geldsack vor die Füße, sagend: „Da, nehmt den Hausteufel wieder mit heim!“ hat auch nachher zu seiner Arbeit wieder gesungen und gepfiffen, wie vorhin.

Einmal in einem heißen und trockenen Sommer, als alle Wasser sehr klein waren und die meisten Bachmühlen

standen, kam auch ein Kornjude in die Stadtmühle, um Dinkel oder Spelt zu gerben, davon er den Kern nach Nürnberg auf die Schranne brachte und theuer verkaufte. Diesen Erzwucherer wollte der Mühlarzt nicht leer ziehen lassen, sondern nahm eine alte Chronik vom Betthimmel und las den anwesenden Mahlgästen unter andern Geschichten auch die folgende vor.

Im Jahre Christi 1379 ging die große Theurung zu Ende, die besonders den Winter über gewesen war, und die hohen Getreidepreise stießen sich an der Aussicht auf eine reiche und gesegnete Ernte und an dem Umstand, daß man die Sichel um einen ganzen halben Monat früher anschlagen konnte als gewöhnlich. Solches gefiel aber einem Kornkäufer zu Damgarten in Pommern, Namens Pantelitz, nicht. Denn er hatte mit seinen vollen Getreideböden auf noch höhere Preise gewartet und sollte nun in Einem Jahre wieder verlieren, was er in dreien erobert hatte. Es fiel ihm daher schon vor der Ernte schwer auf's Herz, wenn er von dem reichen Segen reden hörte, der auf dem Felde stund, und noch schwerer, wenn er an einem Acker vorüber mußte, auf dem Garbe bei Garbe lag, und endlich wurde er gar schwermüthig. In diesem Gemüthszustande ließ er eines Tags von einem seiner Feldstücke ein vierspänniges Fuder Korn heimfahren. Er selbst saß auf dem Wagen, der Knecht aber auf dem Sattelpferde und hörte nicht auf, eins zu singen oder zu pfeifen, weil es ihm wohl um's Herz war. Dieß brachte den Wucherer vollends außer sich,

so daß er das Ende des Seils, womit der Wiesbaum über die Garben gebunden war, sich um den Hals schlang, dann hinten hinunter vom Wagen sprang und sich auf diese Weise erhenkte. Der Knecht aber merkte nichts davon, sondern fuhr munter und lustig darauf los, wie Einer fährt, wenn er eine stolze Ladung hat, und schleppte so seinen erhenkten Herrn bis mitten auf den Markt, wo Alles zusammenlief und ihm zuschrie, daß er halten sollte. Worauf der Fallmeister geholt wurde, der den Leichnam des Wucherers in einen alten Sack steckte und in dem Zwinger neben dem Gottesacker begrub. Denn dahin pflegte man die Leiber derer zu bringen, die hingerichtet wurden oder sich aus Verzweiflung erwürgten.

In der Stadtmühle saß eines Abends ein Mahlgast, und schwieg nicht nur, als von Gottes unerforschlichen und doch weisen und väterlichen Führungen geredet wurde, sondern gab auch Zeichen des Unglaubens, indem er bald den Kopf schüttelte, bald sein linkes Auge zudrückte und den Mund verzog. Dem redete der Mühlarzt ein Gleichniß zu Gehör und sprach: „Vor Zeiten war ein Mann in einem Lande jenseits der Donau, ein frommer, gottesfürchtiger Mann. Aber in seinem Herzen gingen Zweifel an der weisen Fürsehung Gottes ab und zu, und quälten ihn oft dermaßen, daß er einmal noch spät auf seinem Nachtlager den HErrn anflehte, er möchte sich darüber erbarmen. Da trat alsbald ein Engel in die Schlafkammer des Zweiflers und rief:

„Auf! ich will dir Gottes Wege zeigen. Gürte dich und zeuch deine Schuhe an und wirf deinen Mantel um dich und folge mir nach.“ Und da der Zweifler also gethan hatte, reiseten sie mit einander und kamen zuerst in einen großen Wald und fanden allda einen Körper mit zerschelltem Haupt am Wege liegen. Der Zweifler erkannte in dem Leichnam einen frommen Einsiedler und rief erschrocken aus: „O du treue Seele, warum mußtest du eines so bösen Todes sterben!“ Darauf gingen sie weiter und kamen zu einem Manne, der sie freundlich aufnahm und auf's beste bewirthete. Aber zum Dank dafür nahm der Engel einen kostbaren Ring mit, der auf dem Fenstersims lag. — Und als sie ihre Reise fortsetzten, kamen sie zu einem Baron. Der war gottlos, und ließ ihnen nicht einen Bissen Brod reichen, geschweige denn mehr. Und hätte sie sein Stallknecht nicht auf der Streu schlafen lassen, so hätten sie unter freiem Himmel auf der Landstraße übernachten müssen. Aber dennoch reiste der Engel früh, als der Tag graute, nicht weiter, bevor er Gelegenheit gefunden hatte, den kostbaren Ring in des Edelmanns Reitkoller zu stecken, der von dem letzten Ritt her mit Staub bedeckt war und zum Ausputzen in der Sattelkammer hing. — Und als sie abermals zum Wanderstab gegriffen hatten, begegneten sie auf einem schmalen Stege, der über ein tiefes Wasser lag, einem Pilger. Der betete andächtig seinen Rosenkranz und versah sich nichts Böses. Aber der Engel gab ihm von hinten einen Stoß, daß er in das Wasser fiel und ertrank. — Da konnte sich

sein Reisegefährte nicht länger enthalten, sondern brach heraus und rief: „Was, du solltest ein Engel sein? Du bist ein Geist aus dem Abgrund. Mit einem Räuber und Mörder, der du bist, will ich aber keinen Schritt weiter gehen.“ Aber der Engel ließ ihn nicht, sondern antwortete: „Bist du nicht der Mann, der Gott so oft gebeten, Er möchte ihm Seine Gerichte offenbaren? So wisse denn, was von mir geschehen ist, das ist Alles auf Gottes Befehl geschehen, und es hat Alles seinen guten Grund. — Der Einsiedler im Walde wünschte oft mitten in seinem Beruf zu sterben, und er wurde erschlagen, als er auf dem Wege zu einem kranken Köhler war. Der aber, der ihn erschlagen hat, war der nämliche Mensch, der als Pilger verkappt war und den ich in das Wasser stieß, und der Edelmann, welcher uns nicht einmal einen Bissen Brod reichen ließ, war der, welcher den Meuchelmörder gedungen hatte. Denn der Einsiedler war sein leiblicher Bruder, den er umbringen ließ, damit er nicht mehr Zeit hätte, einen großen Weinberg, den er noch besaß, dem Kloster Heiligenblut zu vermachen. Den Ring aber legte der Meuchelmörder, nachdem er ihn dem todten Einsiedler vom Finger gezogen, auf den Fenstersims jenes gastfreundlichen Mannes, damit er der Mordthat, an dem Eremiten verübt, verdächtig werde. Nun wird ihn die Obrigkeit bei dem Rechten finden und Rache nehmen. Dem Mörder aber ist sein Sündensold, den er bekommen hatte und in seiner Pilgertasche bei sich trug, zum Mühlstein geworden und hat ihn hinunter-

gezogen und ersäuft, wo es am tiefsten ist. — Was dünket dich nun, du Menschenkind, willst du noch Gottes Gerichte tadeln?"

„Der Zweifler konnte vor Erstaunen nicht antworten, sondern wollte sich vor dem Engel niederwerfen; aber er stieß seine Nase an das Seitenbrett der Bettlade, worin er lag, und erwachte darüber aus seinem Traum."

In der Stadtmühle war einmal eine Frau und wartete in der Stube, bis sie ihr Korn aufschütten konnte. Die war eines Hirten Tochter, und hatte es durch ihre gute Aufführung so weit gebracht, daß sie ein angesessener Bürger des Städtleins zum Weibe nahm. Aber von ihrer Herkunft hörte sie nicht gerne reden, und hätte sie der Kaiser in den Adelstand erhoben, so hätte sie gewiß keinen Hirtenstecken in ihr Wappen genommen, wie der Mainzer Erzbischof Willigis, der eines Rademachers Sohn war und sich an die Wand seines Schlafgemachs ein Rad malen ließ, wie es aus der Werkstätte des Wagners kommt, damit er seiner Herkunft stets eingedenk bleibe und sich seiner hohen Würde nicht überhebe. — Als daher ein alter Maulwurfsjäger in die Mühlstube kam, sich zu wärmen, und erzählte, wie oft er mit ihrem verstorbenen Vater sein Mittagbrod unter freiem Himmel gegessen, hielt die gute Frau nicht lange aus, sondern gab ihm eine kurze Antwort und ging zu der Magd in die Küche. Der Mühlarzt wartete aber nur, bis sie wieder herein kam. Dann wendete er sich, als bemerkte er

sie gar nicht, an den Maulwurfsjäger und erzählte: „Zu Antwerpen lebte einmal ein reicher Kaufmann und gab zur Feier der Verlobung seiner einzigen Tochter ein großes Bankett. Auf dem Tisch und in den Schränken umher standen da viele Humpen und andere Trinkgeschirre, Kelche und Becher, goldene, silberne und von künstlich geschliffenem Krystall. Aber von allen diesen Gefässen nahm der Kaufmann keins, als seiner Tochter Gesundheit getrunken wurde, sondern nur einen hölzernen Becher mit einem Kettlein von Messingdraht. Und als man ihn um die Ursache fragte, antwortete er: „Das ist das einzige Erbstück, das mir mein seliger Vater hinterlassen hat. Damit schöpfte er sich das Wasser aus den Feldbrunnen, so lange er Schaafhirte in dem Ardennen-Wald war. Und das will ich in Ehren halten, so lange ich lebe." Der Becher hatte aber oben am Rande einen breiten silbernen Reif, der um ihn gelegt war, damit er nicht zerspringe, und auf dem Reif war zu lesen: „Den Demüthigen gibt Gott Gnade."

In der Stadtmühle erzählten sich einmal die Mahlgäste und andere Leute aus der Nachbarschaft, die sich zu ihnen gesellt hatten, Träume. Und als auch eine arme Wittwe, welche dabei war, zum Wort kam, sagte sie: „In der vergangenen Nacht wehrten meine schweren Sorgen lange Zeit dem Schlafe. Denn ich plagte mich mit dem Gedanken, wie ich meine armen vaterlosen Waislein groß ziehen möchte, und netzte dabei mein Bette mit Thränen. Gegen den

Morgen schlief ich endlich ein und träumte, ich wäre in meinem kleinen Hausgarten und hätte fünf junge Bäume vor mir nach der Zahl meiner Kinder. Zu diesen knieete ich mich hin, den Boden um sie her vom Unkraute zu reinigen, und weinte dabei mildiglich, daß das Erdreich von meinen Thränen benetzt wurde. — Darüber erwachte ich, schlief aber bald abermals ein und befand mich wieder in demselbigen Garten bei meinen jungen Bäumen; hätte sie aber bald nicht mehr erkannt. Denn sie waren indeß hoch aufgeschossen und hatten ihre Zweige mit dem dunkelgrünen Laub und den citronengelben Früchten weit ausgebreitet. Und als ich mich nun in dem kühlen Schatten niederließ, erhub sich ein Westlüftlein und bewegte die Zweige der Bäume, daß sie ihre Früchte in meinen Schooß und rings um mich her fallen ließen. Ich kostete etliche davon und fand sie so süße und erquickend, daß ich zu den Bäumen aufblickte und sagte: „Nun reut es mich nicht, daß ich einige Mühe mit euch gehabt und euch mit meinen Thränen begossen habe. Kann ich ja nun in eurem Schatten sitzen und eurer Früchte genießen.“

Zu den Träumen der andern Mahlgäste hatte der Mühlarzt geschwiegen; als aber die Wittwe den ihrigen erzählt und sich mit ihrer Schürze die Thränen aus den Augen gewischt hatte, sagte er: „Siehst du nun, wie du deinen Kindern helfen kannst, diesen jungen Bäumen, die Gott in einen sandigen und dürren Boden zu setzen beliebt hat. Feuchte ihre Wurzeln mit Thränen der Mutterliebe

und ihre Zweige mit dem Thau des glaubigen Gebets, so kannst du auf den Segen des HErrn hoffen. Das bedeutet dein Traum."

In der Stadtmühle redeten sie einmal von einem taubstummen Menschen und stritten sich über die Frage, ob er zu dem Tische des HErrn gelassen werden könnte oder nicht. Der Mühlarzt meinte, wenn der Geist Gottes bei einem solchen unglücklichen Menschen auch die Thüre des Gehörs verschlossen finde, so könne er doch auf einem andern Wege Wohnung bei ihm machen, und erzählte: „Im Jahr 1589 ist zu Hall ein taubstummer Mensch zum heiligen Abendmahl gelassen worden, weil er vor vielen Zeugen ein gut Bekenntniß bekannte. Denn Reue und Leid über seine Sünde bezeugte er damit, daß er an seine Brust schlug und mit Seufzen zum Himmel aufschaute, und seinen Glauben, indem er auf das Bild des gekreuzigten Christus gezeiget, und darauf seine Hand gegen den Himmel aufgehoben hat, andeutend, daß er durch Christi Kreuz und Tod mit Gott im Himmel ausgesöhnet sei."

Ein anderer von den Mühlgästen aber fiel ihm bei und sagte, er habe erst letzten Sonntag in seinem Predigtbuch gelesen, wie Anno 1629 im Veltlin die evangelischen Christen verfolget und haufenweise hingerichtet worden, und wie sich da unter andern ein taubstummer Mensch gefunden, der lieber sterben, als zur Messe gehen und wider sein Gewissen sündigen wollte. — Auch thue St. Augustin Meldung von

einem blöden Menschen. Der litt es mit großer Geduld, wenn er auf allerlei Weise vexirt, beschimpft und beleidigt ward; aber daß zur Verunglimpfung und Verunehrung des Namens Christi nur das Mindeste und Geringste geredet wurde, das konnte er durchaus nicht leiden. Und so sich Jemand erkühnte, solches zu thun, verfolgte er ihn mit Steinwürfen, und schonte auch seines eigenen Herrn nicht.

Als für den verstorbenen Kaiser die Gedächtnißpredigt gehalten wurde, stellte der Mühlarzt die Mühle und ließ sie stehen so lange der Trauergottesdienst dauerte. Ueber diesen Verzug wurde ein Bauer, der eben seine Kornsäcke abgeladen hatte, unwillig und sagte: „Was geht mich der Kaiser an? ich habe von dem Kaiser das ganze Jahr nichts aufzuheben gehabt." Dem sagte der Müller nicht sogleich etwas darauf. Als aber Abends die Mahlgäste in der Stube beisammen waren und der Bauer unter ihnen, erzählte er: „In dem afrikanischen Königreich Marokko hat vordem ein König regiert mit dem Namen Almanzar. Der wurde einmal auf der Jagd von einem schweren Gewitter überfallen und verirrte sich. Und als er bis in die späte Nacht auf der großen Ebene in Schilf und Gebüsch herumgeirrt war, sah er von fern ein wandelndes Licht und ging darauf zu. So kam er zu einem Fischer, der mit der Horn-Laterne in seinem Gürtel, dem Fischlägel an der Seite und dem Dreizack in der Hand auf den Aalfang ausgezogen war, und bat ihn, er möchte sich aufmachen und ihm den Weg

zu dem königlichen Hoflager zeigen; es sollte ihm seine Versäumniß und die gehabte Mühe wohl vergolten werden. Aber der Mann, der nicht wußte, wen er vor sich hatte, gab zur Antwort: „Und wenn du der König selbst wärest, würde ich dieß doch nicht unternehmen.“ Und gab zugleich die Ursache seiner Weigerung an, nämlich, daß die Gegend weit umher voller Sümpfe sei und man bei Nacht jeden Augenblick Gefahr laufe darin zu versinken und umzukommen. Almanzar aber stellte sich, als hielte er dies nur für eine Ausrede und versetzte: „Was wäre denn dir auch an des Königs Leben gelegen? was hast du von ihm aufzuheben?“ Der Fischer antwortete: „Almanzar hat's um mich verdient, daß ich ihn liebe, wie mich selbst.“ Und als der König ihn fragte, ob ihm denn Almanzar jemals eine besondere Gnade erwiesen, fuhr er fort: „Was könnte er mir noch Größeres erweisen? Seinem wachsamen Auge und seiner tapfern Hand ist es zu verdanken, daß ich armer Mann mit Weib und Kind hier in der Einöde sicher wohne, im Frieden ein- und ausgehen kann und mich mitten in der Wüste vor nichts fürchten darf.“ Und als er dieß gesagt, fragte der Fischer den Fremdling nicht erst woher und wohin, sondern führte ihn in seine Hütte auf einer Anhöhe am Fluß und bewirthete ihn mit gebratenen Aalen, mit Gerstenkuchen und Datteln. Am Morgen aber, als er von seiner Müdigkeit ausgeruht hatte, gab sich Almanzar zu erkennen und verehrte seiner Wirthin das feine mit großen Perlen gestickte Tuch, das er um sein Haupt trug; dem

Fischer aber schenkte er seinen goldenen Köcher, den er zur Jagd mitgenommen hatte, und versprach noch öfter bei ihm einzukehren.

Eines Tages kam ein Bürger des Städtleins in die Mühle und fragte, wann er sein Korn zum Mahlen bringen dürfe, und bei dieser Gelegenheit erzählte er, daß ihm in der vergangenen Nacht sein großer Apfelbaum fast ganz sei abgeleert worden, gerieth auch dabei dermaßen in Zorn, daß er den Dieben Hals und Bein abfluchte und wünschte, sie möchten an jedem gestohlenen Apfelkern dreimal ersticken. Der Müller verwies ihm sein ungeberdiges Wesen nicht sogleich; denn er kannte den Mann und wußte, daß es nur Oel in's Feuer gewesen wäre. Als er aber Abends wieder kam und sein Korn aufgeschüttet hatte, nahm er ein Buch, worein er sich viele Geschichten und andere Dinge geschrieben, und las daraus Folgendes vor:

„Der fürtreffliche und hochberühmte Theolog Johann Gerhard verlor in dem dreißigjährigen Krieg den größten Theil seines Vermögens. Denn die Schwedischen überfielen sein Landgut, trieben alles vorhandene Vieh weg und steckten alle Gebäude, darunter zwei Scheuern voll ungedroschenes Getreide, in Brand. Auch fanden sie das Silbergeschirr und andere Kostbarkeiten, die man vor ihnen vergraben hatte, und nahmen Alles mit fort, also daß sich der Verlust dieses Mannes auf 5000 Gulden belief. Dennoch hat man nie gehört, daß er diesen Räubern nur mit Einem

Worte hätte etwas Böses gewünscht. Im Gegentheil, als er seine Freunde von seinem Schaden benachrichtigte, pflegte er am Ende seiner Briefe zu schreiben: „Der HErr hat's gegeben, der HErr hats genommen, der Name des HErrn sei gelobt. Gott gebe den Mordbrennern und Räubern Buße, mir aber Gelassenheit und Ergebung!" Womit er bewies, daß es aufrichtigen Christen möglich ist, ihren Beleidigern nicht allein zu vergeben, sondern auch das Beste zu wünschen, nämlich die Umkehr auf den Weg des Heils."

In der Stadtmühle war einmal ein Mann vom Lande. Der erzählte von seinem jüngsten Kinde, daß es beim Zahnen am linken Arm lahm geworden sei, und wie er schon bei dem Fallmeister in Weimersheim, und bei den Kapuzinern in Wemding, und bei dem Schäfer in Otting, und bei der alten Siebenkäsin in Kähl Hilfe gesucht hätte, aber nicht gefunden. Nun wollte er heute noch, sobald er fertig geworden, auch zu dem Stadtchirurgen gehen. Wenn auch der nicht helfen könne, dann wisse er nicht, wohin er noch gehen sollte.

Als er das sagte, schellte es auf dem Mahlgang, auf welchem er sein Korn hatte, und er ging eilends hinaus, um wieder aufzuschütten. Und da er draußen war, sagte ein anderer Mahlgast: „Der ist auch schon überall gewesen, nur in der rechten Schmiede nicht, ich meine an dem Pförtlein, daran geschrieben steht: ‚Klopfet an, so wird euch aufgethan.'"

Der Mühlarzt aber versetzte: „Unser Herz ist gar oft wie ein Feldhuhn. — Wenn dieses getrieben wird, läuft es immer in den Furchen hin und über die Ackerbeete kreuz und quer. Wenn's aber keinen freien Gang mehr findet und merket, daß man es allenthalben umgeben hat, erst dann schwingt es sich auf gen Himmel. — Also auch wir Menschenkinder. So lange wir auf Erden noch einigen Aus- und Eingang sehen, halten wir uns an die Erde, und begnügen uns mit den schmalen Aussichten durch ihr Buschwerk hin. Wenn uns aber die Noth von allen Seiten umgeben hat, dann erst lernen wir den Weg zum Himmel treffen und sind froh, daß derselbe uns noch offen stehet." —

Ein Bauer redete einmal, als er seinen Waizen in der Mühle hatte, von einer irrsinnigen Person in seinem Dorfe, und wie ihr noch kein Leid widerfahren, ob sie gleich schon manchmal in finsterer Nacht zwischen den tiefen Steinbrüchen umher geirrt sei. Da versetzte der Mühlarzt: „Dieses Weib erinnert mich an eine ehrliche Frauensperson in Frankreich. Die war von sonderbarer Gottesfurcht, aber durch den Andrang des Blutes nach dem Kopf irrig im Haupt geworden, und mußte bei Tag und Nacht bewahrt werden. Denn sie trachtete nicht nur ihrem Ehemann nach dem Leben, sondern auch sich selbst. Als aber einmal ihr Hüter meinte, sie schlafe fest, und anderen Geschäften nachging, stund sie geschwind aus dem Bette auf, lief in den Garten am Hause und ließ sich an dem Seil in den tiefen Brunnen

hinab; ging aber nicht tiefer in das Wasser, als bis an das Kinn. Dann half sie sich an dem Seil wieder heraus, und kam naß und zähneklappernd in ihre Kammer zurück. Etliche Tage hernach stellte sie sich, als hätte es sich mit ihr gebessert, also daß man ihren Hüter abdankte und sie wieder allein über die Gasse gehen ließ. Da nahm sie einen ihrer Söhne, damals ein Knäblein von 4 oder 5 Jahren, und eilte mit ihm dem Fluß zu, der mitten durch die Stadt fließt, des Fürhabens, ihn in das Wasser zu werfen und sich ihm nachzustürzen und also zu ersäufen. Ging mit ihm auch etliche Male an dem niederen Geländer der Brücke hin und wieder. Das Kind aber lächelte sie immer so freundlich an und plauderte in Einem fort so lieblich mit ihr, daß sie die Mordgedanken aufgab und unversehrt wieder nach Hause kam. Ueber kurze Zeit hernach wurde sie mit Arzneimitteln, die der Herr segnete, vollkommen hergestellt. Und nach ihrer Wiedergenesung erzählte sie den Ihrigen, wie in ihrem gefährlichen Zustande ein Mann in weißen Kleidern und von wunderlieblichem Angesicht ihr nicht von der Seite gewichen sei. Als sie in dem Brunnen war, sei es ihr gewesen, als wollte ihr etwas den Kopf vollends unter das Wasser drücken und das Seil mit Gewalt aus den Händen winden, aber der Mann habe sie unter den Schultern gefaßt und ihr wieder herausgeholfen, wozu ihre eigene Kraft nicht hinreichend gewesen. Deßgleichen habe er sie in dem Garten getröstet, hernach in der Stille in die Kammer zurückgeführt und sei darauf verschwunden. Und als sie auf

der Brücke hin und wieder gegangen, habe er sich ebenfalls zu ihr gesellt und sie nicht verlassen, bis sie andern Muths geworden und wieder umgekehrt sei."

Seinem Nachbar erzählte einmal der Mühlarzt: „In einem deutschen Städtlein gibt es kein besonderes Bierhaus, sondern jeder angesessene Bürger hat das Recht, wenn die Reihe an ihn kommt, in dem gemeinschaftlichen Bräuhaus zu sieden und von dem Sud zu schenken, bis er gar ist. Dort wohnten einmal ein Seiler und ein Schreiner nebeneinander. Der Seiler jagte dem Frieden nach gegen Jedermann und wünschte, zu allermeist mit seinem Nachbar in dem besten Einverständnisse zu leben. Aber obgleich der Schreiner ein Mal über das andere Mal versicherte, daß er gegen den Seiler nichts habe, so konnte man doch aus diesem und jenem genugsam erkennen, daß sein Herz in der brüderlichen Liebe nicht rechtschaffen war, sondern in seinem Grunde fort und fort Haß und Groll hegte. Dadurch aber ließ sich der Seiler nicht irre machen. Im Gegentheil, als er erfuhr, daß an dem Nachbar der Sud sei und daß es ihm wohl nicht an Wasser dazu, aber an Hopfen und Malz fehle, ging er zu seinem Beichtvater mit so viel Geld in der Tasche, als dem Schreiner zum Einkauf nöthig war, und bat ihn, es demselben auf eine gute Art zukommen zu lassen, aber vorerst nicht zu sagen, von wem es käme. Denn er dachte bei sich: „Am liebsten wollte ich es ihm selber geben und sagen: ‚Seht, Vetter Martin, wie ich es mit

Euch meine,‘ aber ich glaube, die Kohle ist noch zu heiß für sein Haupt und dürfte das Uebel nur noch ärger machen.“ Der Pfarrer aber ging noch denselben Abend zum Schreiner und fragte ihn, wie's gienge. Dieser klagte, daß die Zeiten schwer und die Nahrung schlecht, und man fast nicht mehr wüßte, wie man sich mit den Seinigen ehrlich durchbringen sollte, gestand auch offenherzig, es wäre der Sud an ihm, aber es fehle ihm noch an dem Besten dazu. — Der Prediger antwortete, daß er ihm gerade so viel vorschießen könne, als er brauche. Der Schreiner aber nahm es mit großem Dank an und kaufte Malz und Hopfen zu dem Sud, der so gut ausfiel, daß das Bier bald abging, und er nicht nur schnell wieder zu seinen Auslagen kam, sondern auch einen feinen Ueberschuß in die Tasche stecken konnte. Darauf zahlte er das geliehene Geld dem Pfarrer wieder heim, erzählte ihm dabei, wie der HErr diesen Sud ganz wunderbar gesegnet hätte, und dankte mit herzlichen Worten. Der Pfarrer aber nahm diesen Dank nicht an, sondern erwiederte: „Ich will Euch sagen, warum Gott diesen Sud absonderlich gesegnet hat, nämlich Eures Nachbars wegen, der mir das Geld für Euch gegeben hat, um Euch gründlich und völlig von seiner aufrichtigen Liebe zu versichern.“ Da schlug der Schreiner in sich, und als der Prediger den Seiler sogleich holen ließ, reichte er ihm die Hand zur Versöhnung. Von dem Augenblick an war auch alle Mißhelligkeit zwischen den beiden Nachbarn aus dem Grunde gehoben, und sie

lebten hernach in herzlicher Eintracht, sie und ihre Kinder und Enkel."

In der Mühlstube redeten sie einmal in den sogenannten Unternächten, die vor dem heiligen Abend kommen, von einem Manne, der erst nach einem langen und schweren Todeskampf gestorben. Und als einer von den Mahlgästen fragte, warum denn Gott manchen Menschen vor seinem Ende noch so lange und hart kämpfen lasse, sagte der Melber: „Man hat Exempel, daß Personen etliche Tage mit dem Tode rangen und nicht sterben konnten, bis ein beleidigter Mitchrist herbeigerufen wurde und dem Sterbenden noch einmal die Hand gereicht oder sein herzliches Gebet mit den Andern ihrem vergesellschaftet hat." Der Färber aber versetzte: „Der Mensch ist oft einem Baume gleich, der seine Wurzeln, weil er viele Jahre gestanden, in der Erde weit ausgebreitet und sich in dem Boden so festgesetzt hat, daß er nicht auszuheben ist, sondern umgehauen werden muß. Wenn nun Gott, der den Zustand einer jeglichen Seele kennt, einen solchen Baum nicht stracks umhauet, sondern in einer langen Krankheit und schließlich mit Verhängung eines schweren Kampfes rüttelt und um die Wurzeln her räumet, ob er sich nicht selbst losmache und hebe, daß man ihn versetzen könne, so ist dieß gewiß keine Unbarmherzigkeit, sondern eitel Gnade." Der Mühlarzt aber gab eine Geschichte dazu und sagte: „Mir ist bekannt ein Exempel eines gottseligen Predigers, der ein einziges Söhnlein und sonst we-

nig Freude und Liebes in der Welt hatte. Das Kind war seiner Augen und seines Herzens Lust, und es fehlte ihm etwas, wenn es nicht um und bei ihm war. Es ward aber auf einmal todtkrank, und der erschrockene und bestürzte Vater bat Gott um das Knäblein, und dieß nicht mit Anheimstellung in seinen väterlichen Willen, sondern schlechthin, dringend auf die Verheißung von der Erhörung unsers Gebets. Als er vom Gebet aufstund und in die Stube kam, wo das kranke Kind lag, fand er es nun nicht mehr allein in Leibesschmerzen, sondern auch in Seelenangst. Denn es schrie mit verstörtem Gesicht: „Ich komme in die Hölle! ich komme in die Hölle! Ich habe gelogen und einmal etwas genommen." Und dabei warf es sich in seinem Bettlein bald auf die eine und bald auf die andere Seite, als läge es auf einem glühenden Rost, und sagte, es könne nicht beten. — Da sah der Vater, daß er um etwas Größeres bitten müsse als um das zeitliche Leben des Knäbleins. Eilte demnach wieder in sein Kämmerlein und flehte einzig und allein, der HErr möchte die arme Seele des vergossenen Blutes und theuren Verdienstes Jesu genießen lassen, ihr die Sünde vergeben, ein sanftes und seliges Ende bescheeren und sie ihn dermaleins vor Seinem allerheiligsten Gesicht wiederfinden lassen. Und als er wieder in die Krankenstube zurückgekehrt war, rief ihm das Knäblein entgegen: „Jetzt, Vater, beten!" Fieng auch von selbst an die Gebetlein: „Das Blut Jesu Christi" und „Christi Blut und Gerechtigkeit." — Und als es hierauf der Vater fragte, ob es sich

noch immer vor der Hölle fürchte, antwortete es: „Ach nein, ich freue mich auf den Himmel,“ faltete noch einmal seine Händlein und entschlief.“

„Sehet,“ setzte der Mühlarzt hinzu, „was unser Gott für mancherlei Ursachen haben kann, daß Er zuweilen die Abscheidenden etwas länger kämpfen läßt, als es uns Menschen recht dünket, und wie Er auch hierin nicht unbarmherzig ist, sondern vielmehr große Barmherzigkeit übt.“

Als einmal die Altmühl bei gutem Wasserstand war, und nicht allein die vier Mahlgänge, sondern auch der Oelschlag und die Säge munter gingen, äußerte ein Bauer, indem er die fleißigen Wasserräder meinte: „Diese sechs guten Rosse, wenn die mein wären, dann dürfte ich mir bald einen größern Beutel machen lassen,“ und legte dabei eine winzige Blase, in der nur etliche Groschen waren, auf die steinerne Tischplatte. Die anderen Mahlgäste lachten über seine kleine Baarschaft; der Mühlarzt aber nahm's ernstlich und sagte: „Der Laden, wenn er gleich noch so wohl mit allerlei Waare versehen und fast nimmer ohne Leute ist, die Werkstatt, wenn man schon noch so fleißig darin arbeitet, die Radstube, wenn es darin auch Tag und Nacht um und um geht, thut's nicht allein, sondern die Bet-Kammer ist das beste Logement in einem Hause, daraus lauter Segen in alle andern Gemächer geleitet wird. Denn zu dem wahren Glück gehört Gottes Segen, und den Reichthum, wobei er nicht ist, heißt man wohl Glück;

aber am Ende wird lauter Unglück und Fluch daraus. Darum wollen wir uns jenen Kaufmann zum Exempel dienen lassen. Der hatte einen Geschäftsfreund aus Hamburg zur Mahlzeit gebeten und führte ihn nach dem Essen zuerst unten in seine Schreibstube, wo mehrere eiserne Truhen mit Geld standen, und dann hinten hinaus in die Oekonomie-Gebäude, — zuerst in das Bräuhaus, wo von der großen Kühl das Gebräu durch eine dicke messingne Röhre zum Gähren in den Keller darunter floß, — dann in den gewölbten Stall, wo drei Mägde die schönen Schweizerkühe molken und eine volle Melkgelte nach der andern hinweg in die Milchkammer trugen, — darauf in die Scheune, wo der Waizen in großer Fülle aus der Putzmühle lief, die von einem Drescher getrieben wurde, — endlich in die Stoßmühle, wo das ausgepreßte Repsöl in die untergestellten Gefässe floß. Und wohin der Gast kam, staunte er über die Maßen und sagte zuletzt: „Es ist kein Wunder, daß Eure eisernen Kisten in dem Gewölbe so voll sind, denn dahin fließt ja alles das Bier, alle die Milch, aller der Waizen und alles das Oel.“ Aber der Wirth schüttelte den Kopf und erwiederte: „Weder in dem Bräuhaus, noch in dem Stalle, noch auch in der Scheune oder der Mühle ist meine Segensquelle, sondern an einem andern Orte, den ich Euch schließlich zeigen will. Und mit diesen Worten führte er seinen Gast wieder vor in das Wohnhaus und darauf in ein Stüblein, welches er seiner Frau Mutter, einer gottseligen Wittwe und andächtigen Beterin, eingegeben hatte und sie

darin kindlich versorgte, weil er es ihr in wahrer und ungeheuchelter Gottesfurcht gleich that. „Dieß,“ sprach er, indem er die Thüre des Stübleins wieder hinter sich schloß, „ist der Ort, daraus über mein ganzes Haus der Segen fleußt.“

In der Stadtmühle sprachen einmal die Mahlgäste und etliche Zimmerleute und Maurer, die in der Stube ihr Vesperbrod verzehrten, von der Seuche, die damals grassirte. Weil sie aber lange von nichts redeten als von den Mitteln, die man dagegen gebrauchte, und von den großen Erbschaften, die da und dort gemacht wurden, wendete der Mühlarzt das Blatt der Unterhaltung, worauf nichts für das Himmelreich stund, und sagte: „Es dürfte nicht zu übersehen sein, daß die Seuche zuerst die Kleinen heimsuchte, ehe sie über die Großen kam, wie in einer Stadt, welche vordem einmal mit der Pestruthe gestäupt worden ist. Da bemerkten die Seelsorger, daß der gnädige und langmüthige Gott, der nicht will den Tod des Sünders, sondern daß er sich bekehre und lebe, gemeiniglich in den Häusern, welche er heimzusuchen beschlossen, den Anfang gemacht von den Kindern, und zwar von den kleinsten. Wenn er die hatte zur Ruhe gebracht, hielt er zuweilen 14 Tage, zuweilen 3 oder 4 Wochen inne, damit die Erwachsenen Zeit hätten, sich zu einem seligen Abschied fertig zu machen. Die Kleinen aber starben meistens mit Freuden. Es waren Kinder darunter, die den Himmel offen sahen, vor Entzücken lachten, die Hände zusammenschlugen, mit der Zunge schnalzten und fröhlich

dahin fuhren. Ein Knäblein von neun Jahren, eines frommen Vaters frommes Kind, war in währender Pestzeit immer vergnügt und sang, betete und lobte Gott zur großen Verwunderung seiner Eltern. An einem Morgen aber hatte es ein Gesicht und erzählte davon, seine Schlafkammer sei mit einem hellen Scheine erfüllt worden und hierauf ein Mann erschienen, der es bei seinem Namen rief und sagte: „Bete und halte dich fertig und bereit; denn über 14 Tage will ich wiederkommen und dich in den Garten führen, da diese schönen Blumen wachsen.“ In seiner Hand aber hatte er einen Korb gehabt mit überaus frischen und lieblichen Blumen, dergleichen es sein Lebenlang nicht gesehen. Und war das Kind schon vor dem Gesicht fröhlich und guter Dinge gewesen, so sang und betete es nachher noch freudiger bis zum elften Tage, an welchem es unwohl wurde. Am letzten Tage seines zeitlichen Lebens aber, welches der vierzehnte war, ließ es seine Mutter in die Stube rufen, dankte ihr, am Fenster stehend, herzlich und mit Worten, wie man sie von einem Kinde seines Alters nicht gewohnt ist, für ihre mütterliche Liebe, mit der sie es gezogen und unterrichtet, befahl sie in Gottes Schutz und ermahnte sie, sich seines Absterbens wegen nicht zu betrüben, da es bald in den Garten kommen würde, wo die schönen Blumen wachsen. — Und als es damit zu Ende war, erhub es noch einmal seine Stimme und bat, die Mutter möchte dem Handlungsdiener des Vaters sagen, er meinte und hoffte zwar, er wollte mit einem guten Trunk Wein, den er täglich in lustiger Gesell-

schaft zu sich nehme, sich vor der Pest verwahren: es würde ihm aber nichts helfen, er müßte mit fort und nach sieben Tagen folgen. — Dann legte es sich wieder zu Bette und rief bald darauf: „Ach sehet! der Mann mit seinen schönen Blumen ist da.“ Worauf es selig entschlief.

Einmal redeten etliche Bauern, die mit ihrem Korn in die Stadtmühle gekommen waren, von ihrem Schulzen oder Ortsvorsteher und sagten, sonst haben sie nur Einen in ihrem Dorfe gehabt, den sie einen Herrn gescholten, nämlich den Pfarrer; nun verlange aber auch der Schulz diesen Titel, und mache ein böses Gesicht, wenn man das Wörtlein vergesse. Fragten auch den Mühlarzt, ob sie ihm denn diese Ehre schuldig seien. Dieser erwiederte: „Ich bin nicht gesetzt, zwischen euch und eurem Vorsteher zu entscheiden. Diese Frage müsset ihr dem Herrn Stadtvogt vorlegen, der hiezu von Gott verordnet ist.“ Als aber noch weiter von eitler Ehre geredet wurde, erzählte er: „Als einmal der Landgraf Philipp von Hessen von der Jagd heimritt, kam unversehens ein Donnerwetter, und der Blitz ging nicht weit vor ihm in eine Eiche, davon sein Pferd so erschrack, daß es unter ihm zusammenstürzte. Da kamen seine Diener eilends herbei, huben ihn auf und fragten: „Wie ist's, gnädigster Fürst und Herr, habt Ihr euch nichts gethan?“ Er aber antwortete: „Was Herr? was Herr?“ wies mit der Hand zum Himmel und sprach: „Der ist ein Herr, ich aber bin Staub und Asche.“

Nachdem aber der Mühlarzt seine Zeit erstreckt hatte, wurde er das erste Mal in seinem Leben krank und legte sich auf sein Bette hinter dem Ofen. Da ihm aber das Tageslicht in den Augen wehe that, verhieng seine Tochter Sabina das Bett mit dem Tuch, das über ihr Wägelein gespannt war, als sie aus ihrem Vaterlande und von ihrer Freundschaft gingen. Denn die andern Tücher waren alle zu klein. Auf diesem Tuche standen aber noch die Worte: „In ein anderes Land, das ich dir zeigen werde.“ Und als sie der todtkranke Mühlarzt las, verstund er, was ihm der HErr über Leben und Tod damit sagen wollte, und antwortete mit dem Evangelisten Johannes: „Ja, komm, HErr Jesu!“ und entschlief noch in derselbigen Nacht. Sein Sohn aber wurde nun von dem Herrn der Grafschaft zum Werkführer in der Stadtmühle bestellt und wandelte in den Wegen seines Vaters.

Der Birkhof.

Zwischen der alten Reichsstadt Weißenburg und der hohen Feste Wülzburg mitten am Berg liegt der Birkhof. Er ist aber unter den Höfen, was der Fürst von Monako unter den Potentaten war. Zwei Morgen Wiese und etliche Decimalen Grabland mit einer Hecke umgeben, ein Gartenhaus, mit Stube, Kammer und Küche, ein Stall mit Laubschöpfe und Futterboden, und ein Brunnen, aus welchem es eines Federkiels dick fließt, das ist das ganze Gut.

Nicht lange nach dem dreißigjährigen Krieg und als man dem Landfrieden wieder trauen durfte, war das Vorwerk die Villa eines Bürgermeisters der reichsfreien Stadt und, da der Besitzer derselben seine Handelsgeschäfte bis nach Welschland ausgedehnt hatte, in italienischen Geschmack eingerichtet. Die Fußböden waren nicht gebrettert, sondern mit glasirten Ziegelsteinen belegt; die Tapeten mit den Cascaden von Tivoli waren aus Rom, und die Spiegel mit ihren vergoldeten Rahmen aus Venedig. Vor den Fenstern, die im Sommer ausgehoben wurden, waren Gitter aus fein-

geschnittenen Holzstäben und etliche Schuhe über ihnen ein Rebendach. Da rauchte der Bürgermeister seinen Portorico, der an Würze und Wohlgeruch mit der Weinblüthe wetteiferte; da aß er seine ächten Salami, und trank dazu überseeischen Porter oder Doppelbier aus Augsburg, und nicht selten theilte er diese Genüsse bis tief in die warmen Sommernächte hinein mit einem oder zwei Freunden, die außer ihm einen Blick in die Geheimnisse der reichsstädtischen Verwaltung hatten. Als er gestorben war und seine Wittwe mit dem Hause, zu dem er gehört hatte, abrechnete, blieb ihr nur ein kleines Capital und der Birkhof.

Als kinderlose Frau hatte sie schon vor dem Tode ihres Mannes ein ganz stilles und eingezogenes Leben geführt. Schon damals beschränkte sich die Zahl ihrer Ausgänge auf die Sonn-, Fest- und Feiertage, wie sie in den alten Kalendern verzeichnet stunden, und der Weg, welchen sie da ging, war der kürzesten einer, aus der Ellinger Gasse, wo sie wohnte, in die Kirche am Ende derselben, und aus der Kirche wieder heim. Dazu kamen im Jahre noch zwei Reisen auf den Birkhof, im Frühling, um dort die nöthigen Einrichtungen für den Sommeraufenthalt des Bürgermeisters zu treffen, und im Herbst, um das Trink- und Eß-Geschirr, die geleerten Krüge und Flaschen, das Lagerobst im Keller und andere Dinge in die Stadt mit heimzunehmen. Wenn sie da, besonders an schönen Herbsttagen, hinter ihrer Magd her noch einmal durch das Landhaus und den Garten gieng, eine Thüre nach der andern schloß und einen Schlüssel nach

dem andern abzog, wäre sie oft lieber oben geblieben, als wieder hinunter gegangen. Denn sie kannte und empfand gar wohl den Unterschied zwischen der Stille in einem abgeschlossenen Haus und zwischen der Stille in dem großen Tempel des Schöpfers mit der weiten blauen Kuppel, mit dem Mosaikpflaster von ferne und immer ferner liegenden Dörfern und Höfen, Wiesen und Aeckern, Wäldern und Bergen, und mit den unzähligen Registern der großen Orgel von dem grollenden Donner herab bis zu den zirpenden Grillen.

Desto schneller wurde von ihr der Entschluß gefaßt, die Stadt auf immer zu verlassen. Und leicht auszuführen war er auch, wenn gleich auf Kosten des welschen Geschmacks, welchen das Vorwerk des Bürgermeisters am Wülzburger Berg bisher bewahrt hatte. An die Stelle des figurirenden Kamins wurde ein großer Kachelofen gesetzt und mitten in den schäumenden Fall des Teverone, ein langer, eichener Uhrkasten mit Klammern befestigt. Das ganze Tivoli verschwand hinter den Gardinen einer Himmelbettstatt; der Tisch mit der kalten Marmorplatte mußte einem alten Meisterstück aus Birnbaumholz und mit eingelegter Arbeit weichen, und die glasirten Ziegelsteine wurden mit weißem Sand gefegt und bestreut. Vor die Fenster kamen Läden, in den Stall zwei Kühe, und in die Kammer der Kasten der Hausmagd, die sich schon, so weit ältere Leute zurückdenken konnten, als Nebenplanetin um ihre Frau bewegt hatte. Der Bürgermeister war der Fixstern gewesen. Auch der

alte Brunnen paßte nicht in die neue Ordnung der Dinge. Das Bassin hielt kein Wasser mehr, und die Schaale des Fauns, welche die Nymphe im Ziegenfell füllte, war für eine Oekonomie mit zwei Kühen viel zu klein. Die Götter Latiums wurden daher neben einer noch stehenden Bildsäule in das Gras gelegt, und das Wasser auf dem landesüblichen kürzesten Weg in einen eichenen Trog geleitet. —

Das war der Wittwensitz der Bürgermeisterin, und hier lebte sie noch mehrere Jahre in gutem Frieden, wobei es immer als ausgemacht galt, daß sie zuerst sterbe, daß ihre treue Ruth sie auswarte und ihr nachkomme, wann es dem HErrn über Leben und Tod gefallen werde. Aber dieser wollte es anders. Die Magd starb zuerst und die Frau befand sich plötzlich in einer nicht viel bessern und behaglichern Lage, als die Schildkröte, die auf dem Rücken liegt und weit und breit nichts sieht, woran sie sich wieder auf die Beine helfen kann, so sehnlich sie auch nach allen Seiten schaut. Sie mußte in den sauersten Apfel beißen, den es für eine Frau geben kann, die mit einer einzigen Magd alt geworden ist: sie mußte eine junge Magd dingen. Aber diese war eine Schwestertochter von der alten, und daher wenigstens von ihrer Art. Und mochte auch das Füllen nicht über Nacht zur lastbaren Eselin und der Hader nicht über Mittag zum Postpapier werden; doch wurde das Sprüchwort „Art läßt nicht von Art“ nach seiner guten Seite auch an ihr wahr, und ihre Frau konnte sich das Jahr über zwei oder drei Mal auf eine Woche oder da-

rüber schlafen legen, ohne sich die mindeste Sorge machen zu müssen.

Die Bürgermeisterin wurde nämlich öfters von der Schlafsucht, einer nahen Base der Altersschwäche, überfallen und gewöhnlich auf sieben oder neun Tage des Gebrauchs aller ihrer Sinne beraubt. Dieser Schlummer, der dem Tode so ähnlich war, wie der Schlummer des Igels im Winter, schadete aber ihrem Gedächtnisse nicht im geringsten. So oft sie daraus erwachte, machte sie, als wäre es nur ein erquickendes Mittagsschläfchen gewesen, die Runde durch das ganze Vorwerk mit allen seinen einzelnen Theilen, von ihrer Stube an bis hinauf, hinunter und hinaus in den äußersten Winkel, wo etwas von ihren Sachen aufbewahrt war oder lebte und wuchs. Und dabei begleitete sie eine Erinnerung, die so genau und sicher war, daß sie weit über das gewöhnliche Maaß hinausging. Wie groß der Knäuel war, von dem sie einen Faden nahm, wie weit die Fächer in der Gewürzbüchse gefüllt waren, wie hoch noch die eingemachten Johannisbeeren in dem Zuckerglas standen, wie viele Aepfel im Keller lagen, wie viele Stränge Garn in der Kammer hingen, und welche von den Zwetschgenbäumen im Garten schon einmal geschüttelt waren, ehe sie eine Schlafwoche antrat, das wußte sie, wann sie wieder erwacht war, so auf's Haar genau, als ob, dieweil der Leib schlief, ihre Seele umgegangen wäre. Was aber für eine Handlung der Ladensturz ist, das war für den Birkhof eine solche Wieder- oder, um mit Doctor Martin zu reden, eine solche Zukunft

der Bürgermeisterin von den Todten, — und wie die alten Kaufherren bei der Herstellung ihrer Inventarien auch das Quentlein in der Waage und das halbe Viertel an der Elle brauchten, so war ihr das Pfefferkorn nicht zu klein, eine Prise Salz nicht zu wenig, und ein Blatt Thee nicht zu leicht. Sie forderte auch von ihrer jungen Magd Treue im Kleinen und Kleinsten. Eine einzige ausgemachte Untreue oder Fahrlässigkeit oder Lüge hätte diese um ihren Dienst und um eine Aussicht gebracht, welche mit ihm unzertrennlich verbunden war.

Aber Johanna hatte schon zwei Auferstehungen ihrer Frau erlebt, und von ihr ebenso wenig einen finstern Blick hinzunehmen gehabt, als der Morgenstern von der Sonne. Auch nach der dritten wurde alles in der besten Ordnung befunden, und als die Bürgermeisterin Abends wieder in ihrem Armstuhl saß, sang sie den ersten Vers von ihrem Schwanenlied. Darin gedachte sie ihrer ersten Gehilfin, und wie sie nach dem Hinscheiden ihres seligen Mannes, des Bürgermeisters, immer im Sinn gehabt hätte, derselben in Ermanglung von Kindern oder nahen Blutsverwandten, das wenige Zeitliche, womit sie Gott gesegnet, zu vermachen. Nebenbei und schließlich ließ sie auch einige Worte fallen, aus welchen zu entnehmen war, daß sie dieß an der Schwestertochter der Verstorbenen nachholen werde, wenn diese treulich zu erfüllen fortfahre, was Paulus und Petrus den Knechten anbefohlen hätten. Denn das gienge auch alle Mägde, selbst die Köchinnen und Kammerjungfern nicht

ausgenommen, an, wenn diese heiligen Männer schrieben, sie sollten ihren sichtbaren Herren gehorsam sein in größter Ehrfurcht und Achtsamkeit, in aufrichtiger Folgsamkeit, als gälte es Christo, dem Herzenskündiger selbst, nicht mit Augendienst und nur den Menschen zu gefallen, sondern als Knechte Christi, die den Willen Gottes thun von Herzen, und wissen, daß ein Jeglicher den Lohn dessen, was er Gutes thut, von dem HErrn empfahen wird; sie sollten ihren Herren unterthänig sein, in allen Dingen zu Gefallen thun, nicht wiederbellen, nicht veruntreuen und entwenden, sondern alle gute Treue erzeigen, auf daß sie der Lehre Gottes, unseres Heilandes, Ehre machen in allen Stücken; sie sollten mit aller Ehrfurcht den Herren zugethan und unterthan sein, nicht allein den gütigen und gelinden, sondern auch den wunderlichen und verkehrten.

Und, — was für eine Frau, die ihr Testament machen will, gewiß schnell und bald genug ist, — schon drei Jahre darauf stimmte eines Abends die Bürgermeisterin den zweiten Vers ihres Schwanengesangs an und sagte: „Morgen, Johanna, wenn du die Butter in die Stadt trägst, gehst du auch zu dem Kaiserl. Notar Brenner und sagst, der Herr Notar möchten mir nächstkommenden Mittwoch Nachmittags die Ehre geben. Der Frau Notarin aber richtest du meine gehorsamste Empfehlung aus und übergibst ihr den Ballen Butter und das Körblein Muskateller-Birnen, die in der Speiskammer stehen.

Der Notar erschien auch zur bestimmten Zeit und, da

der Zweck seiner Einladung leicht zu errathen war, versehen mit Allem, was zu einer Testaments-Aufnahme in einem nur von weiblichen Wesen bewohnten Landhause erforderlich war, mit Papier, guter Tinte, geschnittenen Federn und mit einem Magen, der für ungefähr zwölf Tassen Kaffee und für ein entsprechendes Gegengewicht von Speckkuchen Raum hatte. Auch trug schon der erste Bogen den gewöhnlichen Eingang zu einem letzten Willen in großer und reich umschnörkelter Fraktur an der Stirne, so daß weder die Kanne, noch der große Präsentirteller von Dresdner Porzellan wegen Mangel an Zeit für sie die mindeste Vernachläßigung zu fürchten hatten. Aber zwei Stunden vor der Ankunft des Notars war die Bürgermeisterin wieder auf mehrere Tage eingeschlafen, und es konnte daher auch nicht ihr letzter Wille, sondern, was sie in ihrer Gastfreundlichkeit vor dem Einschlafen ihrer Rhode besonders anempfohlen hatte, nur der Inhalt der Kanne und des Tellers in Betracht gezogen werden.

Die Schlafzeit ihrer Frau brachte übrigens Johanne wie gewöhnlich zu. Sie verzehrte den Speckkuchen, der in dem Magen und in den Taschen des Notars nicht mehr Platz gefunden hatte, in Portionen, die einer ausgehungerten Festung Ehre gemacht hätten; sie benützte den guten Kaffeesatz, so lange es bei der warmen Zeit möglich war, zu wiederholten Aufgüssen; sie schmälzte ihre Wassersuppe nur mit einem Fingerhut sauren Rahms, und des Fleisches enthielt sie sich ganz, einen Schinkenrest ausgenommen, zu

welchem bessere Augen und Zähne gehörten, als die der Bürgermeisterin waren, da man an ihn nur mehr die letzte Hand legen konnte, wie die Ameisen an den Vogel, von welchem nichts mehr überbleiben soll, als die Knochen und die Sehnen, durch welche sie untereinander zusammenhängen. Uebrigens nahm Johanne außer den täglichen vorzüglich solche Arbeiten vor, die ihrer Frau wieder, wie bisher immer, nach überstandener Schlafsucht, bei ihrem ersten Umgang in dem Vorwerk den einen und den andern überraschenden oder wenigstens erheiternden Anblick vorbereiten konnten. Den breiten Weg, der von dem Haus, mitten durch Grabfeld und Wiese bis an den Ausgang des Gartens führte, reinigte sie so, daß eine Schnecke weit hätte wandeln müssen, um von dem einen an das andere Gräslein zu kommen. Von den alten Bäumen kratzte sie das Moos so sorgfältig und gründlich, als gälte es, ihre neue englische Scheere von Rostflecken zu reinigen. Auch über alles Geschirr in Küche und Speisekammer ging sie her. Was von Zinn, oder Messing, oder Eisen war, kam so blank aus ihren Händen, als sollte es lauter Spiegel in Teleskope, Straßenlaternen und auf Putztische geben. Als die Teller, die Schüsseln, die Pfannen, die steinernen Krüge mit zinnenen Deckeln und die kupferbeschlagenen Butten und Schäffer zum Trockenwerden vor dem Hause standen und lagen, und die Abendsonne darauf schien, wußte der Thürmer unten in Weißenburg nicht, brenne der Birkhof oder hätten sich vor seine

Thüre ein paar Engel gesetzt, um die schöne Aussicht in das Altmühlthal zu genießen.

Ueber diesen und andern Arbeiten kam wieder ein Mittwoch, und die Bürgermeisterin schlief noch. Um so früher war ihre Ruth im Garten und besserte an der Hecke, womit das Vorwerk umgeben war. Die Lücken, welche der lebendige Zaun unten hatte, verschlug sie mit Pfählen, um dem Fuchs den Paß zu verbauen und seinem Appetit nach ihren Hühnern einen Riegel vorzuschieben. Wo es oben zu dünn und licht war, schlang und band sie die Zweige ineinander; wo ein alter Stamm bald ganz ausgedient hatte, steckte sie eine Bohnenstange in den Boden, zum Zeichen, daß da im nächsten Spätherbst junger Weißdorn nachgepflanzt werden sollte.

Jenseits der Hecke, auf einer Stufe des Berges, welche mehrere Schuhe höher liegt, als der Wittwensitz der Bürgermeisterin, pflügte der Knecht des Meiers in Kehl. Zwischen ihm und dem blauen Himmel sangen die Lerchen; seine zwei Rappen gingen, als würden sie rechts und links von unsichtbaren Stallmeistern geführt, und vor seinem Pflugbrett fiel der Boden auseinander, leicht und mehlig, wie der Sand vor dem Finger des großen Geometers in Syrakus. Daher war er auch guter Dinge und hielt da an, wo die Heckenbinderin von einem wilden Rosenbusch in den Arm gestochen worden war und das Blut aus der Wunde sog. „Du Tappel," sagte er, „wie wollt' ich mich denn stechen!" riß ein Stück von seinem Pfeifenschwamm und reichte das

blutstillende Pflaster über die Hecke. Darauf gab ein Wort das andere, wobei er zu bemerken Gelegenheit nahm, daß der Birkhof auch ohne eine Zubuße, wie sie die Frau Bürgermeisterin an ihren Capitalien hätte, gar wohl zwei Leute ernähren könne, wenn das Weib die Milch von zwei Kühen täglich auf die Wülzburg trüge und der Mann noch ein Geschäft daneben verstehe, z. E. das Korbmachen, wie er. Schließlich nahm er den Rest des Pfeifenschwamms, den er noch in der Westentasche hatte, und gab ihn der Heckenbinderin für etwa künftig vorkommende Fälle. Dann setzte er sein Tagewerk fort und zog Furchen, so gleich und gerade wie die Zeilen, welche der beste Schreiber über das Papier hin legt.

Der Verwundeten aber mochte etwas von dem scharfen schwarzen Schwamm, oder wer weiß, was, in das Blut gegangen sein. Statt ihr Werk zu vollenden, brach sie nur da und dort einen Zweig von der Hecke und kaute mit ihren scharfen weißen Zähnen daran, während sie mit ihren fieberhaft glänzenden Augen über Stadt und Land hinweg in eine unbegrenzte Ferne blickte.

So bemerkte sie auch die Zigeuner nicht, welche sich draußen vor dem Garten unter einem wilden Birnbaum lagerten, und blieb wie eine Bildsäule stehen, bis die Großmutter von der schwarzbraunen Familie vor sie hin trat und der Träumerin mit offenen Augen ihren Wahrsagergeist zu Diensten stellte. Johanna hielt auch der Alten die Hand hin, daß sie darin von nahem und fernem Zukünftigen lese.

Aber die graue Sybille fragte zuvor nach dem Alter des Mädchens und erwiederte dann, sie könne nichts sagen, sie hätte denn eben so viele Eier, als die Jungfrau Jahre, nämlich dreiundzwanzig, keins mehr und keins weniger.

Und die Bethörte ging wirklich und holte die Eier. Daß es gerade dreiundzwanzig waren, welche in der Speiskammer oben auf dem hängenden Brett standen, nahm sie noch dazu als ein gutes Zeichen, und hörte vollkommen gläubig zu, als die Wahrsagerin ihren dürren Arm ausstreckte, auf die Andreas-Kirche in Weißenburg hinunter deutete und von einem Brautpaar redete, das dort vor dem Altar stehen würde, ehe die Hecke ihre Blätter verlieren und zweimal wieder gewinnen werde. Vollends erstaunte sie aber, als die Zigeunerin den Bräutigam gerade so schilderte, wie der Knecht des Meiers erst vor einer Viertelstunde jenseits der Hecke auf dem Pflug gesessen war, groß wie die Grenadiere auf der Wülzburg, und mit schönen Augen und guter Gestalt, wie David unter dem Oelhorn des Propheten Samuel stand. Denn daran dachte sie nicht, daß die Schwarze von dem Birnbaum aus gesehen haben könne, wie sie ihre Arbeit ruhen ließ und mit dem Garten-Nachbar redete.

Aber die Gartenthüre war hinter der Zigeunerin noch nicht zugefallen, als schon die Bethörte zu sich kam und mit Schrecken gewahr wurde, wie schwer sie sich in einer einzigen Viertelstunde an dem HErrn ihrem Gott versündigt hätte. Denn sie hatte übertreten das eine Gebot: „Du sollst nicht stehlen!“ und gesündigt wider das andere, welches lautet:

„Ihr sollt euch nicht wenden zu den Wahrsagern, und forschet nicht von den Zeichendeutern, daß ihr nicht von ihnen verunreiniget werdet: denn ich bin der HErr euer Gott!“

Dazu kam noch, daß sie, in das Haus zurückgekehrt, an ihrer schlummernden Frau einige Zeichen bemerkte, welche dem Ende der Schlafanfälle unmittelbar vorauszugehen pflegten. Ein paar weiche Eier aber waren meistens das erste Labsal, welches die Aufgewachte verlangte, und sie hatte unsinnig genug sein können, den ganzen vorhandenen Vorrath in den Schooß einer heidnischen Wahrsagerin zu legen.

Da trat der Versucher noch einmal zu ihr und sprach: „Du kannst ja deiner Frau sagen: Als ich die Speiskammer ausräumte, habe ich die Eier fallen lassen, und alle zerbrochen.“ Aber lieber hätte sie die Hoffnung auf alle Reiche der Welt daran gegeben, als zu den Sünden der Untreue und der Zauberei noch eine gesellt; lieber wollte sie ihren guten Dienst mit allen seinen Aussichten verlieren, als ihren Sündenfall mit einer Lüge krönen. Aber hinaus ging sie, wie Petrus aus dem Hof des Hohenpriesters Kaiphas, und weinte bitterlich, und ging mit zugehaltenen Augen immer zu, wie ein weinendes Kind, bis sie in einen dunkeln Winkel der Schüpfe kam, wo das Holz für die Küche und die Streu für die Kühe lagen. Dort warf sie sich auf ihre Kniee und rief: „Meine Sünde ist größer, denn daß sie mir vergeben werden möge!“ Das rief sie ein Mal und zum zweiten und dritten Mal mit lauter Stimme, als über ihr auf dem Heuboden eine Henne

scheu wurde und schreiend herunter flog, wie es dieses Hausthier zu thun pflegt, wenn es im Verlegen gestört wird.

Unsere Sünderin wußte aber aus längerer Erfahrung, was dieses Geschrei bedeute, und so zerschlagenen und zerknirschten Herzens sie auch war, so folgte sie doch dem haushälterischen und wirthschaftlichen Zug, der noch auf dem Grunde desselben zurückgeblieben war, und stieg hinauf, woher die Henne gekommen war. Und nicht lange, so fand sie mit ihren scharfen und geübten Augen das Nest und noch mehr darin, als sie der Zigeunerin gegeben hatte. Und als sie hinkniete und die Eier aus dem Neste nahm und in ihre Schürze legte, war es ihr, als wären sie eben so viele Sylben zu der Absolution: „Sei getrost, meine Tochter, deine Sünden sind dir vergeben; dein Glaube hat dir geholfen; gehe hin im Frieden!“ und als müsse sie erwiedern: „Siehe, um Trost war mir sehr bange; du aber hast dich meiner Seele herzlich angenommen, daß sie nicht verdürbe; denn du warfst alle meine Sünde hinter dich zurück. HErr, mein Gott, ich will hinfort nicht mehr sündigen.“

Dann eilte sie und schürte auf dem Herd in der Küche ein Feuer an, um ihrer Frau sogleich etwas bereiten zu können, wenn sie vollends aufgewacht wäre. Aber die Bürgermeisterin erwachte, ohne nach Speise zu verlangen oder wie sonst die Runde im Haus zu machen. „Hanna,“ sagte sie zu ihrer Dienerin, „begib dich eilends zu dem

Herrn Notar und bitte ihn, daß er sogleich heraufkommen möge. Ich will mein Haus gar bestellen; denn ich habe in meinem Schlummer ganz besondere Träume und Erscheinungen gehabt. Laß die Läden zu, sperre die Hausthüre hinter dir ab und komm' bald wieder."

Der Notar ließ nicht lange auf sich warten. Er nahm das Testament in aller Form Rechtens auf, und wenn er auch dieß Mal zu dem guten Kaffee nichts vorfand als eine Meerschaumpfeife des Bürgermeisters und ein Pfund von dem ausgezeichneten Kanaster, wie ihn der Verewigte geraucht hatte, so wogen doch diese zwei Präsente im Verein mit einem Doppeldukaten wohl hundert und mehr Speckkuchen auf.

Den Tag darauf, als die Sonne untergehen wollte, sang die Bürgermeisterin den dritten Vers von ihrem Schwanenlied. Sie war nicht mehr bei sich, sondern lag mit geschlossenen Augen und redete mit ihrer ersten Magd, als wäre sie ihr nicht schon längst vorausgezogen. „Margret," sagte sie zuletzt noch, „mach dir nur keine Sorge. Ich habe dich bedacht. Sollst nicht in das Spital, darfst deine Tage auf dem Birkhof beschließen. Schau mir nur auf meine Sachen, wenn ich schlafe." Dann entschlief ihr Leib auf immer für dieses Leben.

Vierzehn Tage darauf wurde ihr Testament, das auf dem Rathhaus niedergelegt worden war, eröffnet und publicirt. Nach demselben fiel ihr baares Vermögen der Kirchenstiftung, und der Birkhof mit seiner ganzen Ein-

richtung ihrer Johanne zu. Was sie an der alten Base derselben nicht mehr hatte thun können, das that sie an ihr, doch mit dem großen Unterschied, daß sie der Base das Gütlein nur zum lebenslänglichen Genuß vermacht hätte und daß sie es der Nichte als Eigenthum hinterließ.

Daß später die halb weinende und halb lachende Erbin ihren Wundarzt heirathete, ist gewiß eben so selbstverständlich, als daß sich schon so manches wackere Fräulein mit einem Doktor der Medizin vermählt hat. Aber nicht zum Andenken an ihren verwundeten Arm, sondern zur Erinnerung an die Wunde, die ihrem Gewissen durch die Sünde geschlagen und von dem Allbarmherzigen wieder so gnädig geheilt worden war, legte sie zu dem Brautkranz im Kasten auch das Stück Schwamm, den ihr des Meiers Knecht an jenem Unglücksmorgen über die Hecke gereicht hatte.

Von der Hütte Windschief und dem Baume Haltmich.

Noch ehe an der Altmühl ein Bogen gedruckt, oder eine Uhr aufgezogen, oder ein Feuergewehr abgeschossen wurde, stand an der Anhöhe, welche jetzt der Schneckenberg heißt, von den kleinen Schnecken, welche man da findet, und von den Kindern, die jeden Hügel einen Berg nennen, — eine Hütte. Sie stand aber nicht mehr gerade, wie vor hundert und fünfzig Jahren, als sie nach Winkelmaaß und Senkblei erbaut worden war, sondern war in die Kniee gesunken, wie ein Greis unter seinen neunzig Jahren. Denn ihre zwei Seitenwände neigten sich nach Morgen, das Strohdach aber auf die andere Seite, und saß darauf, wie die Mütze auf dem Haupte eines Reiters, mit dem der Gaul durchgegangen ist. Darum waren auch die Pfosten der Hausthüre und die zwei kleinen Fensterstücke rechts und links so windschief, wie ein krumm getretener Schemel. Und inwendig sah es nicht viel besser aus, als in der Arche Noä, da sie auf dem Gebirge Ararat stehen geblieben war und anfieng, dem Gewicht des Schnee's nachzugeben, der dort auf sie fiel und nicht mehr schmolz.

Doch hatte es mit der Hütte noch keine Gefahr und Noth. Denn auf der Seite, wohin sie sich neigte, stand ein wilder Birnbaum fast so alt wie sie, aber noch so kräftig wie eine Eiche in ihren besten Jahren. Er war so hoch, daß die vorsichtige Elster ihr Nest in seinen Gipfel baute, und dabei so kerngesund, daß der Specht noch nirgends seine Rinde angehauen hatte. Mit dem Stamme stemmte er sich gegen die Hütte, mit den zwei untersten Aesten hielt er den Giebelbalken ihres Daches, und in die Gabel, die von dem einen ausging, hatte er den Schornstein genommen, und ließ ihn nicht vollends aus dem Gleichgewicht kommen. Kurz, wer in mondhellen Nächten unten an dem Schneckenberg vorübergieng, glaubte einen Riesen zu sehen, der ein in Ohnmacht sinkendes Weib in seinen Armen aufgefangen hätte und es hielte, bis es sich wieder erhole und seinen Weg weiter fortsetzen könnte.

Der Weißdorn aber, der nicht weit davon stand, hatte der Gutmüthigkeit des Birnbaums in seinem Herzen schon lange gespottet und sagte eines Abends zu ihm: „Wenn ich du wäre, thäte ich meine Arme auseinander und ließe die Alte fallen. Ich meine, du hättest sie lange genug gehalten. Und überdieß wehrt sie dem Regen, daß er deine Wurzeln tränke.“ Aber der Birnbaum antwortete: „Du redest, als hättest du die Dankbarkeit unter den Menschenkindern studirt, oder weißt du nicht, was ich ihr schuldig bin, so höre. Als ich aus einem Kern, den das Eichhorn verloren hatte, aufgekeimt war, nahm mich die Hütte in ihren

Schatten, und begoß mich von ihrem Dach, damit meine schwachen Wurzeln nicht alsbald wieder verdorrten. Und als Anno Zwölf der Hagel den Bäumen die Rinde vom Leibe schlug, deckte sie mich mit ihrer Wand gegen das Ungewitter. Und als in dem harten Winter von Eins der Hase herangeschlichen war und mich in seinem Heißhunger anbeißen wollte, ließ sie ihm einen Eiszapfen auf den Kopf fallen, daß er sich eilends wieder davon machte und nicht mehr wieder kam. Und als es mich einige Zeit darauf gelüstete, nicht gerade zum Himmel emporzuwachsen, wie bisher, sondern es meinen Brüdern in den Dornhecken nachthun wollte, faßte sie mich mit einem hölzernen Nagel an der Dachsparre und ließ mich nicht mehr, bis ich selber wußte, was mir gut und heilsam wäre. — Das will ich der Hütte gedenken, dieweil ich lebe, und sie nicht fallen lassen, so lange ich noch einen Arm ausstrecken kann."

So sprach der dankbare Birnbaum zu dem Weißdorn und der freundliche Leser darf also nicht fürchten, daß die Hütte einfällt, bevor diese Geschichte aus ist.

---

1. Von den sechs Wald- und Feld-Geboten.

Inwendig in der alten Hütte war Alles neu, der Tisch, die Bänke an der Wand und um den Ofen, der Schüsselrahmen über der Thüre, und das große Vogelhaus oben zwischen den zwei Fenstern. Aber bei dem ganzen Haus-

geräthe fand sich nicht so viel von einem Brett, als man zu einer Schublade in ein Nähkästlein braucht, sondern Alles war aus Aesten bereitet, an denen man die Rinde gelassen hatte, wie sie gewachsen war. Zu dem Tisch hatte die Eiche, zu den Bänken der Ahorn, zu dem Rahmen die Birke und zu dem Vogelhaus die Weichsel und der Schwarzdorn ihre Aeste und Zweige gegeben. Und da der Stubenboden nicht gebrettert, oder mit einem Estrich belegt, sondern noch gerade so war, wie ihn die Sündfluth liegen gelassen hatte, so standen die Stämme, aus denen die Füße des Tisches und der Bänke gemacht waren, in der Erde, als hätten sie noch ihre Wurzeln darin. Ja selbst der Haspel mit dem Unterband, das man zum Trocknen neben den Ofen gestellt hatte, und der Fußschemel unter dem Tisch waren von gleichem Gemächte. Kurz in dem Stüblein schien Alles nicht gemacht, sondern gewachsen zu sein, zumal das Moos, womit der Fußboden bestreut, und die Ritzen in den Lehmwänden verstopft und die kleinen Fenster gegen die Kälte verwahrt waren, so wie die grüne Fichte, die zwischen den zwei Fenstern unter dem großen Vogelhaus aus Weidenzweigen stand.

Am Weihnachtsmorgen des Jahres 1277 war in diesem Stüblein nichts Lebendiges als zwei Amseln, die Mutter und ihr Sohn. Und weil sie gerade so allein und ungestört waren, nahm die Alte den jungen Gelbschnabel vor, damit er nicht ganz und gar vergesse, was er den Herbst zuvor bei dem Schulmeister Staar im Niederwald gelernt

hatte. Es war aber das erste Hauptstück des kleinen Feld- und Wald-Katechismus, aus dem sie ihn fragte:

„Wie lautet das erste Gebot?“

Der Sohn:

Du sollst nicht bang und traurig seh'n,
Wenn leer die Bäum' und Felder steh'n
Und über Stoppeln fährt der Wind.
Ein Jegliches sein Körnlein find't,
Wenn es in Gott hat frohen Muth,
Sich reget und sein Aug' aufthut.

Die Mutter: Wie lautet das zweite Gebot?

Der Sohn:

Du sollst nicht scheel auf Andre seh'n,
Noch deine Augen neidisch dreh'n.
Wer bei sich wohnen läßt den Neid,
Der thut sich selbst gar großes Leid.
Die Mißgunst ist wie Gift im Born,
Wie Rost am Helm, wie Schwand im Korn.

Die Mutter: Wie lautet das dritte Gebot?

Der Sohn:

Du sollst, laß dir's befohlen sein —
Den gelben Schnabel halten fein.
Wenn du bei Alten bist, so thu'
Die Ohren auf, den Schnabel zu;
Willst du das Sprechen lernen gut,
So schon' den Schnabel, junges Blut.

Die Mutter: Wie lautet das vierte Gebot?

Der Sohn:

Du sollst auch nicht den Schnabel dein
Hoch tragen, noch hochmüthig sein.
Wer seinen Schnabel höher hält,
Denn er von Gott ihm ist gestellt,
Der füllt sein'n Kopf mit Luft und Wind.
Und Dünsten, die gar schädlich sind.

Die Mutter: Wie lautet das fünfte Gebot?

Der Sohn:

Du sollst nicht denken, wenn du speis'st,
Daß du allein auf Erden seist.
Das Büschlein pflücke nicht ganz leer,
Dem nächsten spar' auch eine Beer';
Im Distelkopf laß einen Kern
Für Den nach dir mit Fleiß und gern.

Die Mutter: Wie lautet das sechste Gebot?

Der Sohn:

Du sollst nicht in der Morgenstund
Zum Essen aufthun deinen Mund
Eh'r, als zu Gottes Lob und Preis,
Und Abends singe gleicherweis
Das letzte Lied, den letzten Ton
Dem Schöpfer auf dem höchsten Thron.

So verhörte die Alte ihren Sohn aus dem kleinen Feld- und Wald-Katechismus, und weil der Gelbschnabel seine Sache so gut gemacht, ging sie mit ihm in das Vogelhaus zurück und reichte ihm einen Mehlwurm, den sie unter dem Moos gefunden und für ihn aufgehoben hatte.

2. Von dem Siebenkünstler und der Hausgrille.

Als der Gelbschnabel seinen Schulpreis empfangen und verzehrt hatte, ging die Hausthüre, womit die Hütte Windschief verschlossen war. Und sogleich darauf ließ es sich in dem Ofen hören, wie wenn man einen Haufen glühender Kohlen aus einander scharrt, frisches Holz darauf legt und mit einem Blasrohr darein bläst, um ein helles Feuer zu bekommen. Als dieses laut zu knistern und zu krachen anfing, ging man aus der Küche in die Kammer hinter derselben und bald darauf wieder die Hausflur vor.

Erst dann ging die Stubenthür auf und ein junger Mann mit einem Bündel großer und kleiner, dicker und dünner Hölzer unter dem Arme trat herein. Die legte er auf den Tisch und setzte sie zusammen, wie sie nach ihren Zapfen und Löchern zu einander gehörten. Wo es nur ein Haar breit fehlte, da half er mit der Feile oder mit dem Schnitzmesser, oder mit dem Stemmeisen. In eines der untersten Hölzer aber, welche die dicksten waren, schnitt er ein Zeichen, wie man es auf den Arbeiten der alten Steinmetzen gar oft findet, und glaubte, nun werde männiglich wissen, daß das Ding von dem Hans Fichtenschmid in Pappenheim gemacht worden sei. Und als Alles zusammen paßte, glänzten seine Augen vor Freude, wie dem Kinde, wenn es sein Kartenhaus gebaut hat und nun auf den Zehen um den Tisch herumgeht, unten in die dunklen Stockwerke und oben durch das helle und luftige Giebeldach zu schauen.

Als aber das Gemächte des jungen Mannes fertig und vollendet war, war es kein Spinnrad. Denn es hatte weder Flügel noch Haken, den Faden aus den Fingern der Spinnerin zu nehmen und um die Spuhle zu winden. Es war auch kein Webstuhl zu leinenen Bändern. Denn es hatte keinen Baum für den Zeddel und keinen für das gewobene Band. Es war auch kein Stuhl zum Häckerling-Schneiden. Denn es hatte kein Messer und keinen Kasten, worein man Stroh und Heu hätte legen können. Es war auch keine Presse zum Drucken. Denn die erste kam erst 200 Jahre später in Gang. Es war auch keine Putzmühle. Denn es hatte kein Rad mit Windflügeln, die Spreu von dem Waizen zu sondern und die Gerste von den Aicheln zu sichten. Es war auch keine Kaffeemühle. Denn diese spürten damals die Bauern an ihren Kornböden und die Bürger an ihren Säckeln noch nicht. Es war etwas ganz Anderes, und der freundliche Leser wird es erfahren, wenn er verziehen will, bis wir von dem Heimchen etwas erzählt haben, das gerade wieder zu klagen anhebt.

Hinter dem Stubenofen nämlich, in einer warmen Mauerritze, saß die Hausgrille und ließ ihre Klagelieder hören. Zu der trat ihr Nachbar, der Holzkäfer, der nicht weit von ihr in einem Balken wohnte, und fragte sie, warum sie denn immer ein und dasselbe traurige Lied singe. Die Grille antwortete ihm: „Es waren einmal ein Mann und ein Weib. Der Mann war eines stillen Sinnes, und wenn er den ganzen Tag über nichts hätte hören dürfen,

als das Tick-Tack von seiner Wanduhr und den Knack des Zwirnfadens, den er sich abriß, wenn er frisch einfädeln wollte, so hätte er einen Finger darum gegeben. Als aber der Zug in der Heirathslotterie an ihn gekommen war, hatte er in großer Schüchternheit und Eile einen Fehlgriff gethan und ein böses Numero gezogen. Denn wenn seine Frau aufwachte fieng sie an zu knarzen und knarzte fort, bis sie wieder einschlief; oder wenn sie die Augen aufthat, fieng sie an zu graunzen und graunzte fort, bis sie ihr wieder zufielen; oder wenn sie den Bettvorhang aufschob, fieng sie an zu nörgeln und nörgelte fort, bis sie ihn wieder zuzog; oder wenn sie in ihre Pantoffeln schlüpfte, fieng sie an zu weheln und wehelte fort, bis sie ihr wieder vom Fuße fielen; oder wenn sie ihren Strumpf band, fieng sie an zu klagen, und klagte fort, bis sie ihn wieder auszog. Und that sie solches in gesunden Tagen, so war es noch zehnmal ärger, wenn sie sich in den Finger schnitt, oder die Hand an dem Bügeleisen verbrannte, oder ein Scheit Holz auf den Fuß fallen ließ, oder den Kopf beim Einschüren an das Ofenloch stieß, was ihr nicht selten begegnete, weil sie vor lauter Knarzen, Graunzen, Nörgeln und Klagen nicht sah und nicht hörte. Das aber verbitterte und vergällte dem Schneider sein Leben, und er versuchte dieses und jenes. Er schwieg dazu, er klagte mit, er fuhr sie an, so stark er konnte, aber er machte das Uebel nur ärger. Schwieg er und sagte weder ja, noch nein, so ging es, wie wenn der Schuldner in der verschlossenen Stube sitzt und will sich nicht hören lassen;

draußen vor der Thür aber steht der Schuldherr und klopft und pocht stärker und immer stärker, weil er weiß, daß der Fuchs im Bau ist und heraus muß, wenn er nicht will, daß die Thüre eher nachgeben soll als er. So pflegte auch die Schneiderin, wenn ihr Mann sich vorgenommen hatte zu schweigen, immer ärger und ärger zu graunzen, bis er im Zorne nach dem Ellenmaaß griff und etliche Male mit aller Macht in die Luft hieb oder that, als wolle er es nach ihr werfen. Dann hub sie sich zwar davon, ging aber zu der Nachbarin oder zu der Hausfrau und schrie Zeter über den Tyrannen, über den Garstian, über den Grobian, über den Wüthian, und was sie ihn Alles noch nannte. Darüber gerieth Meister Fadendünn eines Sonntags in Verzweiflung, nahm seinen Hut und sein spanisches Rohr, und ging hinaus in den Wald zu seines Vaters Base, die eine mächtige Fee war und klagte ihr seine Noth. Die Fee antwortete: „Vetter Urban, ganz kann ich das Uebel nicht heben; aber machen will ich, daß Ihr es könnet ertragen.“ Nach diesen Worten that sie mit ihrem elfenbeinernen Zauberstabe sieben Hiebe in den Wind. Und als er nach Hause kam, war sein Weib in eine Hausgrille verwandelt, saß in einer Ritze des Küchenheerd's und sang ihr Lied. Es schmerzte ihn zwar, daß sie nun als Grille leben und sterben sollte; aber er getraute sich nicht, seine Base zu bitten, daß sie den Zauber wieder von ihr nähme, sondern blieb bis an sein Ende allein, ein Rothbrüstlein ausgenommen, das nicht mehr sang, als ihm lieb war. Von der Schneiderin

Fadendünn aber ist das Geschlecht der Hausgrillen hergekommen bis auf den heutigen Tag."

---

3. Von dem Blätterbinder und den Kirchenmäusen.

Indeß aber die Hausgrille hinter dem Ofen dem Holzkäfer die Geschichte ihrer Urahnen erzählte, war die Mutter des Hans Fichtenschmid noch allein in der Kapelle zum heiligen Georg auf der Burg. Denn die Andern waren nach der Messe wieder heimgegangen; sie aber zog eine kleine Wachskerze aus der Tasche, zündete sie an dem ewigen Licht an und stellte sie auf eine Spitze des eisernen Gitters, das um den Alter des Heiligen her war. Eine große Brodrinde aber, die sie dabei aus ihrer Tasche warf, nahm sie nicht wahr, sondern fiel auf die Kniee und sprach zu dem Schutzpatron ihres seligen Mannes: „Ich weiß nicht, was ich mit meinem Hans anfangen soll. Gestern am heiligen Abend ist er achtzehn Jahr alt geworden; noch, wenn ich zu ihm sage: „Hans, was willst du werden, ein Schneider oder Schuster, ein Wagner oder Schmid?" antwortete er jedes Mal: „„Was Ihr wollt, liebe Mutter,"" schnitzelt und bitzelt aber dabei in einem Stück fort. Und so hat er's noch nicht weiter gebracht, als daß er der gnädigen Frau in ihren Garten Bänke und Stühle macht von Ahorn-Aesten und dergleichen, oder dem gnädigen Herrn seine Rüstung putzt. Mein seliger Görg aber ist ein Blätter-

binder gewesen und hat sich viele Groschen damit verdient, und sein Handwerkszeug liegt noch drüben in der Kammer. Darum weiß ich, du wirst mir solche Bitte nicht versagen, sondern hinter dem Hans her sein, daß er sich seiner Kindereien begibt, zu etwas Ordentlichem schickt und ein Blätterbinder wird. Willst du mir das gewähren, so will ich dir nächstes Jahr wieder eine Kerze anzünden."

Unter dem Schrein aber, auf welchem das Bild des heiligen Georgs stand und ein eichenes Kästlein mit einer Reliquie von ihm, wohnten zwei Kirchenmäuse eine alte und eine junge. Der Vater aber war, da er eines Tags durch das steinerne Laubwerk an dem Pförtlein der Kapelle kletterte, in den Weihkessel gefallen und elendiglich ertrunken. Die gingen, als die Mutter des Hans Fichtenschmid heim gegangen war, in dem Heiligthume ihrem Brode nach, und kamen zuerst an das Stümpflein von einem Talglicht in einem thönernen Untersatz, welches ein gottesfürchtiges Knäblein auf die unterste Stufe des Altars gestellt hatte, weil es nicht weiter reichen konnte. Darüber hatte die junge Kirchenmaus eine große Freude und rief: „Mutter, das ist ein fetter Bissen!" Denn sie hatte schon einen ganzen Tag gefastet und war sehr hungerig. Aber die Alte wehrte ihr und sagte: „Das ist Gott geweiht, davon dürfen wir nichts nehmen." Darauf kamen sie in den Stall von Bethlehem, der neben dem Altar an der Wand stand. Da schlüpften sie ohne Furcht zwischen den Hirten mit den Schafpelzen und großen Schäferhunden durch und fanden in der Krippe,

darin das Kindlein in Windeln gewickelt lag, allerlei gute Sachen, Mandeln und Rosinen, und Weinbeeren und Zuckerbrod, die ein andächtiges Mägdlein hinein gelegt hatte, damit das Kind nicht erst auf die Weisen aus Morgenland warten müßte, die erst eine halbe Stunde von Bethlehem über den Berg herkamen, so viel man durch das Fenster des Stalles sehen konnte. Darüber hatte die junge Kirchenmaus eine noch größere Freude und rief: „Mutter, wir sind zur guten Stunde gekommen.“ Aber die alte wehrte ihr wieder und sprach: „Das ist Gott geweiht, das dürfen wir nicht nehmen.“ Darob wurde die junge Kirchenmaus unwillig und schüttelte den Kopf, als wollte sie damit sagen, ihre Mutter nehme es gar zu genau. Aber die Alte sagte: „Der HErr wird uns schon unser bescheiden Theil Speise finden lassen.“ Und als sie auf der andern Seite des Altars unter den Schrein zurückkehren wollten, fanden sie die Brodrinde, so die Wittwe hatte fallen lassen. Dazu leckten sie die Talgtropfen, die von der Kerze gefallen waren, und das Oel, das der Meßner unter dem ewigen Licht verschüttet hatte, und hielten ein köstliches Mahl.

---

4. Von der alten Nachtigall und der jungen.

Als aber die Mutter des Hans Fichtenschmid aus der Messe heim kam und sah die Maschine auf dem Tisch stehen, erwiederte sie den Gruß ihres Sohnes nicht, sondern ging

sogleich nach dem Haspel hinter dem Ofen, und indem sie den Strang Zwirn, der darauf war, herunter nahm, brummte sie halblaut vor sich hin. Deßgleichen auch, als sie sich an den Nähkorb setzte, die alten Hemden auszubessern, die sie gewaschen hatte, und ließ allerhand harte Worte fallen, als da sind: Spielerei, Kinderei, Tagdieberei u. s. w. Hans verschluckte aber die Brocken alle und erwiederte kein Wort. Erst als er merkte, daß sie ihr Herz ganz ausgeschüttet hatte und daß ihr wehe zu thun anfieng, ihm so hart geredet zu haben, stellte er sich mit den Händen auf dem Rücken an den Ofen und sagte: „Vor der Messe noch war ich bei dem Blätterbinder in der Stadt und bat ihn, daß er mich in die Lehre nehmen möchte, weil mein Vater schon gestorben wäre, da ich noch ein kleiner Knabe war. Er nahm mich auch sehr freundlich auf und bot mir einen Platz auf der Bank an. Und als ich mich gesetzt hatte, fuhr er mit der Hand über sein Schelmengesicht und sagte: „Hans ich will dir Fabeln erzählen; die Lehre aber kannst du selbst daraus ziehen. Es war nämlich einmal ein Rabe, der pickte an einem Stück Brod, das die Kinder auf dem Schulweg von dem Weiler in das Dorf verloren hatten. Da flog eine Nebel-Krähe herzu und rief: „Halb Part." Aber der Rabe nahm das Stück Brod nur noch fester zwischen die Krallen und antwortete: „Mit nichten! Für eins ist es groß genug, aber nicht für zwei. Ich bitte dich, entschuldige mich." — Item: Wieder einmal war ein Fuchs, der lag vor seinem Bau und nagte an dem Knochen von

einem eingegangenen Reh. Da kam der Luchs und wollte das Mahl mit ihm theilen. Aber Reinecke breitete beide Pfoten darüber und sprach: „Mit nichten, lieber Vetter! Wir könnten mit einander Händel kriegen, wenn wir in der Mitte mit unsern Schnauzen zusammenkämen. Ich bitte dich, entschuldige mich." — Item: Es waren wieder einmal ein Storch und eine Störchin, die hatten ein großes Revier und viele Weiher, Sümpfe und Lachen darin. Da kam ein anderes Paar und sprach: „Erlaubt, daß wir die Wildbahn mit euch theilen. Ihr könnt doch mit allen diesen Fröschen, Wasserkäfern und Egeln nicht fertig werden." Aber der Storch antwortete: „Macht euch keine Sorge; wir wollen etliche für den Herbst aufheben und für unsere Kinder, wenn sie flügge geworden sind." — So sprach der Blätterbinder, und weil ich — fuhr Hans fort — seine Fabeln leicht deuten konnte, hielt ich mich nicht länger bei ihm auf, sondern sagte B'hütgott und begab mich in die Messe."

Diese Fehlbitte ihres Sohnes erfüllte aber die eine Herzenskammer der Fichtenschmidtin mit Zorn und die andere mit Reue. In ihrem Zorn warf sie das Knäul Zwirn, das sie gerade in der Hand hatte, in den Nähkorb und rief: „Die undankbare Rabenklaue! Fabeln hat er dir erzählt; aber das hat er dir nicht gesagt, daß er bei deinem Großvater — Gott hab' ihn selig! — die Blätterbinderei lernte, und daß er jetzt hinterm Zaun säße und Bettelpfennige

zählte, wenn ihn dein Großvater nicht auf der Straße aufgeklaubt und in die Lehre genommen hätte."

In ihrer Reue dagegen wollte die Fichtenschmidtin ihrem Hans Pflaster auf die Striemen legen, die sie ihm vorhin mit ihren Vorwürfen geschlagen hatte. Sie that daher ihre Flickerei bei Seite und fragte, indem sie an den Tisch trat und sich mit beiden Händen darauf stützte, was denn das für ein Ding da wäre. Diese Frage aber war dem Siebenkünstler Wasser auf seine Mühle und sein Maul ging besser, denn der beste Mahlgang, als er zur Antwort darauf explicirte: „Ja seht, Mutter, in der Rüstkammer auf der Burg haben sie eine Wurfmaschine, die sie die alte Nachtigall heißen. Aber es ist ein plumpes, schwerfälliges Ding. Zwei Ochsen ziehen kaum das Holzwerk dazu; einen halben Tag braucht man zum Aufstellen, und wenn sie aufgestellt ist, wirft sie den Stein, den man schleudern will, nur und allein im Bogen. Der müßte aber blind sein, der stehen bliebe und wartete, bis er ihm auf den Kopf fiele. Wer noch ein halbes Auge im Kopf hat, kann ausweichen und auf die Seite gehen. Höchstens kann man damit ein Loch in ein Dach werfen, wenn man es unter zehn Würfen zufälligerweise einmal trifft. Das sah ich, als man letzten Herbst die alte Nachtigall probirte, und dachte mir: „Es wird dir nicht schwer werden, etwas Besseres zu erfinden." Ich machte mich alsbald daran, nachdem ich die Sache überlegt hatte, und habe nun dieses Modell fertig gebracht, das, im Großen ausgeführt, tausendmal mehr ausrichten wird,

denn die alte Nachtigall. Seht, diese Maschine hat den Löffel nicht oben, sondern an der Seite, und der Stein, den er schleudert, geht nicht aufwärts im Bogen, sondern in gerader Linie flach über den Boden hin, wie eine Schwalbe, wenn sie die Fliegen von den Grasspitzen fängt, und würde drei Reiter die hinter einander marschiren, von ihren Rossen werfen."

Um aber die Sache seiner Mutter ganz anschaulich zu machen, richtete er die Maschine, legte den Pfundstein, womit sie das Garn zu wiegen pflegte, das sie in die Burg spann, in den Löffel, und wollte sagen: „Seht, Mutter, jetzt darf man nur da an das Ding drücken, so geht es los." Aber ehe er noch ausgeredet hatte, berührte die alte Fichtenschmidtin wirklich den Drücker. Und die Maschine ging los und schleuderte den Pfundstein mit so großer Gewalt von sich, daß er den Kreuzstock des Fensters in hundert Trümmer zerschlug und die Fensterscheiben in noch mehr.

Aber dieß war das einzige Unheil nicht, das die junge Nachtigall bei dem ersten Probeschuß angerichtet hat.

---

5. Von dem Grafen und den zwei großen Fliegen.

Die Trümmer von dem Kreuzstock und die Scherben von den Fensterscheiben fuhren draußen an den Mann, der als Reichsmarschalk dem Rudolph von Habsburg die erste Kunde gebracht hatte, daß er zum Kaiser erwählt worden sei. Es

war der Burgherr auf seinem Gang im Freien, den er an schönen Sonn- und Festtagen zwischen der Messe und dem Mittagsmahl zu machen pflegte. Er blieb fast erschrocken stehen, und da er durch das eingeschossene Fenster die junge Nachtigall auf dem Tische stehen sah, wunderte er sich noch mehr und trat in die Hütte. Der Siebenkünstler aber war über die erstaunliche Wirkung seines Wurfgeschosses mehr erfreut als im Schrecken, und explicirte dem Grafen Alles vom A bis zum Tz, wie seiner Mutter vor dem Schuß.

Der gnädige Herr hörte aufmerksam zu und sagte am Ende: „Hans, das Ding dünkt mich gut zu sein. Wir wollen eine junge Nachtigall, wie du sie nennst, vom Zimmermann und Schmidt im Großen ausführen lassen, und sie, beliebt's Gott, nächstes Frühjahr in den Feldzug gegen König Ottokar mitnehmen. Ich denke sie wird mehr als Einem Rebellen sein Todtenlied singen und wir werden damit bei dem Kaiser Rudolph Ehre einlegen. Du aber kannst sie, wenn sie flügge geworden ist und ihren ersten Ausflug macht, als mein Büchsenspanner begleiten. Vor Allem aber laß den Kreuzstock sammt dem Fenster machen. Deine Mutter zittert vor Kälte und Schrecken, und ich will den Schaden, den die junge Nachtigall angerichtet hat, aus meinem Säckel vergüten."

Darauf ging der Graf und setzte seinen Gang fort. Hans aber zog den Laden zu und verstopfte Alles mit Moos, daß keine Wärme hinaus und keine Kälte herein konnte. Und das Hüttlein Windschief schaute nun fast drei Tage lang

einäugig in die Welt hinein, bis ihr der Schreiner und Glaser das ausgeschossene Auge wieder einsetzten.

Durch die junge Nachtigall wurden auch zwei große Fliegen aus ihrem Winterschlafe gesungen; denn sie stacken in einer kleinen Höhle zwischen dem Fensterstock und der Mauer, und wurden durch die Erschütterung aufgeweckt. Als sie aber aufgewacht waren, wischten sie sich mit ihren Vorderfüßen die Augen und erzählten sich dann die Träume, die sie während ihres langen Schlummers gehabt hatten, wie unter den Menschenkindern zwei wohlbetagte und einsame Schwestern, wenn sie nach einer langen Winternacht beim Kaffee einander gegenüber sitzen.

Zum Exempel: die Fliege Summ strich sich die Falten aus ihren Flügeln und erzählte: „Mir träumte, ich flöge durch die Gassen von Nürnberg und setzte mich müde an die Wand eines Hauses nicht weit von einem Bilde. Das stellte einen Apotheker-Lehrling vor, mit einer grünen Schürze angethan und vor sich einen Mörser. Der Mörser war aus Metall und der Lehrbursch aus Holz, und konnte seine Arme bewegen und stoßen, wenn man unten neben der Hausthüre den Strick zog, der da herabhing. Und nicht lange, so kamen neun Knaben aus dem Waisenhaus, die sangen:

Wach' auf, o Mensch, vom Sündenschlaf;
Kehr' wieder, du verlornes Schaf,
Und bess're bald dein Leben!

Wach' auf, es ist doch hohe Zeit;
Es kommt heran die Ewigkeit,
Dir deinen Lohn zu geben.
Vielleicht ist heut der letzte Tag!
Wer weiß doch, wenn er sterben mag?"

Und nachdem sie gesungen hatten, zog der Jüngste von ihnen neun- oder zwölfmal an dem Strick, und so oft er zog, hob der Lehrbursch den eisernen Stößel und ließ ihn wieder fallen, daß es weit hinauf schallte durch die ganze Gasse bis an die Lorenzer Kirche. — Darüber wurde ich neugierig und fragte den Sonnenvogel, der neben mir saß, was das seltsame Läuten bedeute. Der Sonnenvogel aber hatte es, da er noch Puppe war, in dem Kreuzgang der Karmeliter von einem Mönche gehört und antwortete: „Es war einmal ein Apotheker, der übergab dem Lehrjungen einen Mörser mit allerlei theuren Spezereien und sagte zu ihm, er solle ja keinen Augenblick aufhören zu stoßen und umzurühren, bis er wieder komme; denn sonst würde das Kohlenfeuer unter dem Mörser Herr werden und die kostbaren Sachen darin müßten verbrennen. Der Lehrling versprach es und stieß eine Weile aus Leibeskräften darauf los. Als aber die Kohlen in dem Windofen nur hie und da mehr durch die Aschendecke schauten und die Waisenhaus-Knaben sich, wie jeden Freitag, vor der Apotheke hören ließen, sprach er bei sich: „Vielleicht ist heute mein kleiner Bruder dabei," und trat neben hinaus, wo er auf die Gasse sehen konnte, denn er hatte noch immer das Heimweh, und es that ihm

wohl, wenn er Jemanden aus der Heimath sah. Da aber der Apotheker indeß zurückkam und ihn nicht bei dem Mörser fand, nahm er den Stößel, eilte ihm nach und schlug ihn damit so über den Kopf, daß er maustodt zu Boden stürzte. — Dafür hätten ihn die Nürnberger gehenkt; aber er entwich und war nicht mehr zu bekommen; weßwegen der hohe Rath verordnete, der Mörser sammt dem Stößel seien über der Hausthüre anzubringen, statt des getödteten Waisenknaben aber ein hölzernes Männlein, also eingerichtet, daß es stoße, wenn man daran ziehe, und statt des gewöhnlichen Seils solle der Strick genommen werden, den der Apotheker zum Halsgeschmeide verdient hätte. Alle Jahre aber, an einem gewissen Tage, solle ein Knabe aus dem Waisenhause läuten zur Warnung für alle Jähzornige, die es hörten."

Das war der Traum, den die Fliege Summ gehabt hatte. Die Fliege Brumm aber erzählte nach ihr: „Mir träumte kurz vor dem Aufwachen, ich erhielt einen Brief von meiner Pflegetochter, der Wasserjungfer Grünette, worin sie mir schrieb: Theuerste Erziehungsmutter! Flammende Gefühle durchströmen mein Inwendiges und unerklärliche Gedanken stimmen die Saiten meiner Phantasie zu einem herrlichen Einklange des neuen Jahres. — Bei dieser wichtigen Katastrophe finde ich Veranlassung, der Regung meines Geistes zu fröhnen, die nur Sie, theuerste Erziehungsmutter, zur Richtschnur und zum Ziele hat. Ich will nun die Quelle meines Herzens öffnen und meine Wünsche gleich den rieselnden silberhellen Tropfen des murmelnden Bächleins

herausträufeln lassen, um Ihnen, theuerste Erziehungsmutter, gegründeten Beweis meiner kindlichen Liebe und Hochachtung zu geben. Der zarteste Wunsch aber, den ich gegen Sie hege, ist, daß die Elfen ihr unschätzbares Haupt mit Kränzen gleich einer Braut schmücken mögen und Sie mit ihren Fittigen dahin bringen, wo ein unauslöschlicher Frühling ist. Möge jedes Blatt am Baume, womit die Wespen scherzen, Ihnen Glückwünsche zuathmen und jeder Sänger im Gebüsche Ihre sanften Gesichtsnerven zur Wonne und Freude locken! Ich verbleibe ewig ihre dankbare Pflegetochter."

Und so hätten die zwei großen Fliegen einander noch mehr von ihren gehabten Träumen erzählt; aber Hans Fichtenschmidt stopfte die Oeffnung der Höhle, darin sie saßen, mit Moos zu. Und da es nun wieder dunkel um sie geworden war, schliefen sie noch einmal ein und schlummerten fort bis zum ersten schönen Märztag, wo sie einen Weg nach außen suchten und zu ihren Basen in die Rüstkammer der Burg flogen.

6. Von dem Ruperts-Tage des Jahres 1278.

Vor dem untern Thore des Städtleins Pappenheim liegt eine große Wiese, die Lach genannt, und wie jetzt noch, so standen auf derselben auch zu der Zeit, in welche unsere Geschichte fällt, theils in Reihen und theils einzeln, große Bäume. Auf den höchsten derselben, eine hundertjährige Rüster, hatten sich die Elstern Redeviel und Schwätzegern

ihr Nest gemacht. Es stand zwischen den drei starken, gerade emporgestreckten Zweigen des obersten Astes, hatte einen festen Schirm gegen Regen und Sonne, und war durch Wurzelfasern und Bastfäden so fest mit dem Baume verbunden, daß es der Wind wohl wiegen, aber nicht losreißen konnte. Frau Redeviel saß darin auf fünf Eiern, Herr Schwätzegern aber auf dem Dächlein und sprach: „Heuer sind wir einmal ganz sicher. Ein Loch in dem Kirchenthurme kann nicht sicherer sein. Unten sieht man nichts von unserer Hütte, und wenn es wäre, so möchte ich den Pfeil oder Stein sehen, der durch alle die Zweige hindurchkäme, oder den Marder, der an diesem glatten Ast heraufkletterte.“ — „Ja,“ versetzte Frau Redeviel, indem sie ihre Federn schüttelte und sich noch breiter über ihre Eier setzte; „es ist die beste Hütte unter allen, die wir uns bauten, und wir bleiben hier bis an unser Ende.“

Als aber die Elstern noch so sprachen, kamen zwei Rüstwagen aus dem Thor des Städtleins. Auf dem einen waren die Gliedmaßen der alten Nachtigall, die schon unter Kaiser Heinrich dem Finkler in Merseburg mitgesungen und die Ungarn nicht wenig erschreckt hatte; auf dem andern befanden sich die leichten Glieder zu der jungen; denn der Siebenkünstler hatte sie indeß nach seinem Plane erbaut, und sie sollte heute auf der Lach ihre erste Probe bestehen. Eine Wolke Begleiter und Mitläufer von der Burg und aus der Stadt, Männer und Weiber, böse Buben und neugierige Mädchen, waren um den Wagen her.

Hoch über Alle ragten der Graf und seine Gemahlin hervor, sie waren zu Roß und die heitere, lebensfrohe Märzluft spielte mit den Federn an ihren Hüten. Da ungefähr, wo jetzt die hohe Vogelstange steht, hielt der Zug.

Die Reihe kam zuerst an die alte Nachtigall. Müd und schwer lagen ihre Glieder auf dem Wagen. Vier Männer hoben sie herab und setzten sie zusammen. Der Rüstmeister des Grafen gab die Befehle dazu. Selbst Hand anlegen konnte er nicht mehr; denn über achtzig Jahre hatten das Gerüste seines eigenen Körpers mürbe und morsch gemacht. Aber seine Augen unter den weißen Braunen blitzten wie zwei Sterne von Reif in der Morgensonne, als er einen Stein von wenigstens anderthalb Centnern in die Schleuder legen ließ, als er das Zeichen zum Abdrücken gab, und als der Stein in einem großen Bogen mitten in die Altmühl flog und das Wasser derselben aufspritzte, als wäre ein Stück von dem Himmelsgewölbe hineingefallen.

Der Graf und die Gräfin nickten ihm Beifall zu; die Schulmägdlein sahen auf ihn, wie auf einen Wundermann; die Buben rannten schreiend an das Ufer der Altmühl und rissen sich um die kleinen Fische, die der Stein mit dem schäumenden Wasser aus dem Fluß geworfen hatte; die Männer schauten mit Verachtung auf die kleinen Steine und Klumpen von Blei und Eisen, die neben der jungen Nachtigall des Siebenkünstlers lagen. Der alte Rüstmeister hätte weislich gethan, wenn er damit zufrieden gewesen wäre. Aber auf dem Wagen lag noch ein größerer Stein von we-

nigstens zwei Centnern, und der sollte noch dem kleineren nachfliegen. Aber schon ächzte die Nachtigall auf eine sehr bedenkliche Weise, als ihn die vier Männer in ihre Schleuder legten, und als man losdrückte, sank sie zusammen, wie ein altes Weib unter einer übergroßen Tracht Sammelholz, die es auf seinen Rücken nehmen will; und der Stein blieb neben ihrem eingedrückten Gerüste liegen.

Darüber erhoben die Buben noch ein größeres Geschrei und Juhe, denn vorhin über den gewaltigen Wurf. Und weil sich damals schon allenthalben in Deutschland, besonders in Schwaben und an ihren Gränzen, die Meistersängerei in ihren Uranfängen regte, so waren auch die Rangen sogleich bei der Hand und sangen:

Die alte Nachtigall thut einen harten Fall,
Und stehet nimmer auf, beschlossen ist ihr Lauf.

Denn wo viele Buben bei einem Spektakulum beisammen sind, da kann man fast immer das Bild des wetterwendischen Volks im Kleinen schauen.

Der Siebenkünstler aber erbarmte sich über den Rüstmeister, der lieber in die Erde versunken, als neben dem todten Vogel stehen geblieben wäre. Mehr um die Augen des Haufen von dem Alten abzuwenden, als in einen Wettstreit mit ihm zu treten, setzte er sogleich die junge Nachtigall in Bewegung.

Zuerst ließ er sie einen Klumpen Eisen von dreißig oder vierzig Pfund fast senkrecht in die Höhe schleudern. Und dieser flog Anfangs mit einer solchen Schnelligkeit, daß man

ihn nicht sah. Erst als er in einer Höhe angelangt war, wo er nicht viel größer erschien als eine Schwalbe, erblickte man ihn wieder. Und als er den höchsten Punkt seines Fluges erreicht hatte, und anfing, gerade herunterzufallen, traten die Erwachsenen, welche die Richtung seines Falles ruhig im Auge behielten, langsam auf die Seite; die Buben aber stäubten auseinander, wie ein Haufen Repphühner im Schnee, wenn der Taubenvogel unter sie stößt, und kehrten nicht eher um, als bis sie den dumpfen Auffall des Eisens hörten. Aber sie liefen vergebens darnach; denn es hatte tief in den weichen Boden der Wiese eingeschlagen und wurde erst den andern Tag von den Burgleuten wieder ausgegraben.

Ungefähr dreihundert Schritte von dem Loch, in das die Buben mit ihren Armen hinabreichten, um seine erstaunliche Tiefe zu messen, standen zwanzig oder dreißig Pfähle manns-hoch und beiläufig so fest, wie Kriegsknechte zu Fuß, wenn sie ihre Spieße eingelegt haben und auf den Feind los-gehen. Auch waren sie mit Pickelhauben und ledernen Kollern angethan und der vorderste trug ein großes weiß und rothes Panner, das über die drei Reihen derselben hin-flatterte.

Auf diese richtete der Fichtenschmidt seinen zweiten Schuß. Der Bleiklumpen, welchen er dießmal schleuderte, fuhr drei Fuß hoch in gerader Linie über den Boden hin und riß den Fahnenträger mit seinen drei Hintermännern so kräftig nie-der, daß die Sturmhauben weit über die Wiese hingeworfen wurden. Schreiend und jauchzend lief die ganze Schaar

der Buben darnach. Die zwei ersten griffen nach der umgesunkenen Fahne, die andern nach den Sturmhauben und den umgeworfenen Pfählen, um sie dem Grafen zu bringen und dagegen einige Pfennige zu empfangen. Aber auf dem Herweg ging es langsamer als auf dem Hinweg; denn ein Pfahlträger trat auf das Panner, das seine zwei Kameraden auf dem Boden nachschleifen ließen, und riß es ihnen aus den Händen. Nun griffen Andere darnach, die noch nichts hatten, und so gedieh es zu einem allgemeinen Handgemenge, in dem das Panner am schlimmsten wegkam.

Als aber der Bettelvogt den Knäuel der Buben mit seinem Stocke wieder auseinander geklopft hatte, rüstete sich der Siebenkünstler zu seinem dritten Schuß. Er legte dießmal ungefähr fünfzig oder sechzig Kieselsteine, von denen jeder im Durchschnitt ein Pfund wiegen mochte, in die Schleuder der jungen Nachtigall, und richtete sie nach der hohen Rüster.

Sie ging los, und in dem nächsten Augenblick fielen von dem alten Baume eine unzählige Menge Zweige und Aeste, und unter ihnen das Elsterneſt und Frau Redeviel selbst; denn ein Kieselstein war durch die dünne Seitenwand ihrer Hütte gedrungen und hatte ihre schönen blauen Eier zerschlagen, sie selbst aber getödtet. Die Buben zogen sie am Flügel aus ihrer Wochenstube und banden sie der jungen Nachtigall zu Ehren auf einen langen dürren Ast, den ein anderer von den Kieseln gebrochen und vom Baume geworfen hatte.

Darüber wurde es Abend, und Alles kehrte wieder in die Stadt und auf die Burg zurück. Die Schulmädchen hielten sich zu der Gräfin und ihrem prächtigen Sammtkleid, die Buben aber zu dem Rüstwagen mit dem Siebenkünstler und seiner Nachtigall. Die alte hatte man auf der Wiese liegen lassen, auf den Rüstwagen aber, der sie auf den Wahlplatz getragen hatte, die Pfähle, Pickelhauben und Koller geworfen.

Auf der Lach war nun keine Seele mehr, als der Rüstmeister und Herr Redegern. Jener saß auf dem Stein, welcher der alten Nachtigall das Leben gekostet hatte, und dieser auf dem Dach des Schützenhauses, beide aber waren betrübt bis in den Tod. Denn sie hatten sich auf einen Rohrstab gelehnt. Und der Rohrstab war gebrochen und ihnen durch die Hand gegangen.

Fährt aber einmal der freundliche Leser die Altmühl bei Pappenheim hinauf oder hinab, und er stößt mit dem Nachen an einen großen Stein mitten in dem Bette derselben, so ist dieß das Ei der alten Nachtigall.

---

7. Von dem Sägkäfer.

Vier Wochen nach diesem Wettkampf auf der Lach zog Hans Fichtenschmidt mit seinem Herrn in den Krieg wider den mächtigen Böhmenkönig Ottokar. Und da wäre viel zu erzählen von den guten Diensten, welche die junge Nachtigall

in der großen Schlacht bei Weidenfeld geleistet hat. Aber wir wollen dieß Alles unberührt lassen und eilen, daß wir mit dem Siebenkünstler wieder heimkommen.

Er hatte nämlich sogleich nach der Schlacht von dem Grafen die Erlaubniß erhalten, auf dem kürzesten Weg mit der Wurfmaschine wieder heimzukehren, und sputete sich, so viel als möglich war. Denn er sehnte sich mit ganzem Herzen in die heimeliche Hütte Windschief und zu seiner Mutter zurück. Aber er mußte hin und wieder den Gäulen, die den Rüstwagen zogen, einen Rasttag geben. Und da geschah es nicht selten, daß er in Städten und auf Burgen, wo er durch seinen kaiserlichen Geleitsbrief freie Herberge fand, zeigen mußte, was für Wunder die junge Nachtigall thun könne.

Als er dieß einmal wieder in einem österreichischen Flecken that, waren alle Zuschauer vor Erstaunen wie außer sich. Nur Einer unter ihnen, in einem hellblauen Wamms, ließ seine Hände ganz ruhig unter dem breiten Hosenträger stecken und sagte am Ende: „Mein Sägkäfer ist mir doch lieber als diese Nachtigall.“

Dieser Käfer aber war eine Säge, die vom Wasser getrieben wurde und die erste war, welche in Deutschland ging. Denn bis in das vierzehnte Jahrhundert wurden alle Dielen, Bretter und Latten nur mit Handsägen geschnitten und dabei Millionen heiße Schweißtropfen vergossen, von denen jetzt noch die Zimmerleute zu erzählen wissen, wenn sie hin und wieder in die Nothwendigkeit versetzt werden, diese

Arbeit zu verrichten, die sogleich nach dem Marmorsägen kommt.

Und der Mann in dem hellblauen Koller hielt seinen Käfer nicht hinter Schloß und Riegel verborgen. Seine Schneidemühle lag so offen da, wie jetzt noch die allermeisten ihrer Nachkommen an Flüssen und Bächen. Ja es war ihm ein großes Vergnügen, sie dem Siebenkünstler selbst zeigen zu dürfen, es war ihm mehr werth, denn das größte Geschenk, als dieser berühmte und sachverständige Jüngling beim Abschied zu ihm sagte: „Ihr habt Recht, Meister Müller, euer Sägkäfer ist mir selbst lieber, denn meine Nachtigall.“

Und dieß war nicht blos so gesagt, um dem Erfinder der Schneidemühlen den Honiglöffel zum Ablecken zu geben; Hans Fichtenschmidt wußte wohl, was er sprach.

Denn als er wieder heimgekommen war, ersah er sich einen Fleck an dem Möhrenbach, wo ein ziemlich hoher Fall noch unbenützt war, und kaufte ihn mit einem Theil des Geldes, das er von dem Kaiser Rudolph zum Lohn für seine Erfindung und unterwegs in Städten und auf Burgen zum Ehrengeschenk erhalten hatte. Worauf er Taglöhner, Steinhauer und Zimmerleute in seinen Dienst nahm und munter an das Werk ging.

Seine Mutter schüttelte, als sie davon hörte, ihren Kopf darüber noch bedenklicher, als früher über das Modell zu der Nachtigall. Sie ließ auch das Weihnachtsfest vorübergehen, ohne dem St. Georg in der Burgkapelle die ver-

sprochene Kerze anzuzünden. Denn sie hatte den Heiligen in Verdacht, als hätte er ihre Bitte betreffs der Blätterbinderei nicht gehörig vertreten. Aber als Hans sie das Frühjahr darauf abholte, und ihr die neue Schneidmühle mit dem freundlichen Hause daneben zeigte und sie einen Blick in den Säckel mit schweren Groschen thun ließ, die er schon für seine Bretter gelöst hatte, holte sie es nach, und zwar mehr denn zehnfach.

Ehe sie die Hütte Windschief ganz verließ und mit Sack und Pack zu ihrem Sohne zog, zündete sie dem Heiligen zwei Kerzen an, so groß und größer, als noch je eine vor seinem Bild auf der Burg gebrannt hatte. Und dem lieben Gott dankte sie, daß er ihr vorschreiberisches Wesen an ihr und ihrem Sohne nicht bestraft, sondern überschwenglich mehr gethan habe, als sie verstanden und gebeten hätte.

Dann lebte sie noch viele Jahre bei ihrem Hans in der Sägmühle. Und als ihre Stunde gekommen war, freute sie sich darauf, in einem Sarg von so schönen eichenen Brettern schlafen zu dürfen, wie er sie schnitt.

Die Sterblichkeit.

Der geneigte Leser versteht schon das Fragen und Antwortgeben aus dem Fundament, sonst könnt' er's von dem Oberamtmann und dem Herrn Schultheiß in Töfflingen noch besser lernen. Als z. E. der Amtmann der hohen Regierung schreiben soll, wie viel beiläufig in seinem Landgericht das Jahr über den Löffel weglegen, läßt er den Ortsvorsteher zu sich rufen in das Wirthshaus, wo er abgestiegen ist. „Vorsteher," sagte er dann, „besinnt euch wohl und sagt mir, wie viel des Jahrs in Eurem Dorf sterben *mögen*. Der Herr Präsident will's wissen." Der Schultheiß braucht sich aber nicht lange zu besinnen, sondern antwortet sogleich: „Gar Keiner, Euer Gnaden."

Amtmann: Nein, Ihr habt mich nicht recht verstanden. Ich meine, wie viel des Jahrs durchschnittlich sterben *können*.

Vorsteher: Alle, halten zu Gnaden.

Amtmann: O Ihr — hätt' ich bald gesagt! Ich meine, wie viel bei Euch des Jahrs sterben.

Vorsteher: So, so! Das ist was anders, das weiß ich nicht. Da müssen's den Herrn Pfarrer fragen, der hat's aufgeschrieben.

Der Missionar in Afrika.

Wir setzen uns im Geiste neben einen neuen Grabhügel auf der Abendküste von Afrika. Unter demselben ruhen die Gebeine eines Deutschen, des Heidenboten Ernst Sebald, und über ihm in den großen funkelnden Gestirnen des südlichen Himmels lesen wir die heilige Verheißung: „Die Lehrer werden leuchten, wie des Himmels Glanz und die, so viele zur Gerechtigkeit weisen, wie die Sterne, immer und ewiglich."

Dieser fromme und getreue Knecht aber entschlief in dem Herrn am 7. Dezember des Jahres 1845 Abends um 6 Uhr. — Fieberschauer, wie sie im Negerlande durch Mark und Bein gehen, kündigten ihm die Nähe seines Heimgangs an. Viele und schwere Handarbeit hatte diesen Vorboten die Thüre zu seiner Erdenhütte aufgethan. Zwar sollte er sich nach dem Auftrage derer, die ihn gesendet hatten, dieser Anstrengung enthalten, weil sie noch allen Europäern vor ihm verderblich geworden war. Denn die Hitze an einem Glasofen bei uns ist noch Schatten gegen die ermattende und erschlaffende Schwüle an der Westküste von Afrika. Aber der Schreiner, welcher zwei Jahre vorher nach Akropong vorausgeschickt worden war, um da die Missionsge-

bäude einzurichten, hatte theils wegen Unwohlseins und theils in der Unlust, von der er sich übermannen ließ, den Ort wieder verlassen, ohne die ihm aufgetragenen Arbeiten recht begonnen, geschweige denn vollendet zu haben. Und als Sebald mit seinem Gehilfen nachkam, fand er in dem Wohnzimmer keinen Tisch oder Schrank, in dem Schlafgemach keine Bettstelle, in der Schulstube keine Bank, in dem Gotteshaus keinen Stuhl. Ein Anderer, als unser Sebald, hätte nur geklagt und gewartet, bis wieder ein Schreiner aus Basel oder anderswoher geschickt worden wäre. Er war aber ein zweiter Paulus, der, kaum dem Meere entronnen, einen Haufen Reiser zusammenrafft, und auf das Feuer legt, weil er keinen Augenblick müßig sein kann und als ein ächter Missionar beides anzugreifen versteht, die Arbeit um das tägliche Brod, wie die Arbeit in dem Weinberge des Herrn. Er griff nach den Werkzeugen, die der Schreiner hatte liegen lassen, und arbeitete damit vom frühen Morgen bis zum späten Abend, es wenig achtend, daß das Blut von seinen Händen die Bretter färbte und der Schweiß von seinem Angesicht die Späne netzte. Ja, so oft ihn Hobel und Säge zu Wort kommen ließen, arbeitete er auch an den Seelen seiner Gehilfen, die um ihn waren. Und wenn er einen ganzen Tag in der Schreinerei gearbeitet hatte und sich über die Maßen matt und müde fühlte, kam ihm zwar nicht selten der Gedanke: „Vielleicht gräbst du dir noch mit deinen Arbeiten ein frühes Grab,“ aber er ließ der Sorge um sein Leben keinen Raum. Der lebendige Glaube an seinen

Herrn und Gott, an den mächtigen Lebensfürsten, gab ihm immer wieder die Kraft, die bänglichen Gefühle zu bemeistern und am Morgen da wieder zu beginnen, wo er am Abend aufgehört hatte.

Die Schulbänke, welche Sebald machte, blieben auch nicht lange leer und unbesetzt. Unterstützt von älteren Brüdern und Gehilfen an dem Werke des Herrn, kam es bald so weit, daß er in der schweren Landessprache bewandert wurde und den Unterricht in der neuen Schule übernehmen konnte. Die ersten dreizehn Knaben aber, die ihm anvertraut wurden, gehörten alle einem herzoglichen Hause an, und waren daher Prinzen und fürstlichen Geschlechts. Aber, obgleich von so hoher Abkunft, machten sie ihm doch viele Freude. Die meisten von ihnen hatten nicht allein einen guten Verstand, sondern auch ein so gutes Herz und Gemüth, wie man es nur für Zöglinge wünschen kann. Und dabei waren sie nicht schlaff und welk, wie etwa Blumen, die man von den luftigen, freien Bergeshöhen nimmt und in einen engen, dumpfen Hausgarten versetzt, sondern voll frischer Munterkeit, — in der Schule voll ernster Wißbegierde, draußen wie Fohlen auf dem grünen Anger.

Einer dieser Schüler, Ado-Quadju mit Namen, sah einmal auf einem Spaziergange Leute, die neue Fetische, neue kleine Götzen machten, wahrscheinlich um sie an die Stelle der alten zu setzen, nachdem diese ihren Kredit ziemlich verloren hatten, weil sie Zeit und Stunde, Wind und Wetter nicht nach dem Belieben ihrer Anbeter und Verehrer

richteten. Und kaum war der Knabe dieser Machwerke ansichtig geworden, so trat er an die Seite seines Lehrers und sagte, nach seiner Art sich ihm verständlich zu machen: „Gott, er ist sehr — er ist mächtig und kann Alles thun — Fetisch ist todt — Fetisch dienen ist böse Sünde."

Aber nicht allein auf Spaziergänge führte der selige Sebald seine Zöglinge, sondern auch zur Handarbeit im Freien. Er gab ihnen Buschmesser, das Gebüsch um das Schulhaus her niederzuhauen, und Hacken, den Boden von Wurzeln und Steinen zu reinigen. Mit großer Freude nahmen sie diese Werkzeuge zur Hand und führten sie mit so ausdauerndem Fleiße, daß bald etliche Beete mit Getreide und eßbaren Wurzeln da bestellt werden konnten, wo von Erschaffung der Welt an die Strichvögel nur wenige magere Herbstbeeren geerntet hatten.

Es ist auch in Afrika nicht leicht etwas nöthiger, als daß man schon die Knaben an nützliche Handarbeiten gewöhnt. Denn die Neger, wie sie in ihrem unbekehrten Zustande sind, scheuen und fliehen nichts mehr, als die Arbeit, besonders regelmäßige und anhaltende. Tag und Nacht sitzen sie oft bei ihrem Palmwein, wie vormals die alten Deutschen bei ihrem Gerstentrank, und bringen mit Spielen und Politisiren die Zeit um. Den Weibern, die sie als ihre Sklavinnen betrachten, überlassen sie es, so weit als nur immer möglich zu erfüllen das Sprüchwort: „Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brod essen."

Darum arbeitete Sebald darauf hin, daß seine Schüler

besonders auch in diesem Stücke eines andern Sinnes würden, als ihre Väter, und benützte dazu auch Geschenke, welche er ihnen versprach und gab, — Geschenke, die so gering sind, daß die Freunde der Heiden in Europa nicht in Verlegenheit kommen können, die Missionen damit zu versehen. Denn da die Schwarzen sehr arm sind, so betrachten sie jedes auch noch so geringe Ding als ein werthvolles Geschenk und sind für Streifen Goldpapier, für kleine Scheeren, Nadeln, Nähfäden, Taschenmesser, Pfennigbilder und überhaupt für die unbedeutendsten Nürnberger Waaren äußerst dankbar und damit leichter und mehr zu erfreuen und zu ermuntern, als unsere jungen Herren in Deutschland mit einer goldenen Taschenuhr.

Solcher in die Sinne fallender Aufmunterungen aber bedarf es in Afrika mehr, als vielleicht irgendwo unter den Heiden. Denn oft waren dem seligen Sebald Knaben zur Schule versprochen; wenn aber die Zeit da war, wo sie sich einfinden sollten, kamen gewöhnlich nur die Väter und erklärten, wenn man ihnen nicht so und so viel Thaler für ihre Knaben gäbe, so könnten sie dieselben nicht zur Schule schicken; denn sie seien arm und hätten Schulden und müßten daher ihre Söhne anderwärts verpfänden oder verkaufen. — Mädchen aber in die Schule zu bekommen, daran darf man gar nicht denken. Sie werden gewöhnlich schon vor ihrem fünften Jahre verkauft, und ihre Käufer halten es nicht für ihre Pflicht, sie mehr lernen zu lassen, als geborne Lastthiere bedürfen. — Ueberhaupt begreifen die Neger noch

immer nicht, was man mit ihren Kindern in der Schule will. Sie meinen, wenn sie dem Lehrer einen Knaben geschickt hätten, so wäre er dessen Leibeigener und der Missionar habe nicht allein für den Kopf und das Herz, sondern auch für den Magen und den Ueberzug des Jungen zu sorgen, ihn zu füttern und zu kleiden. Denn bei der großen Armuth, in der sich die Neger bei ihrem Leichtsinn und ihrer Trägheit befinden, haben auch ihre Kinder von Haus aus gar kein Kleidungsstück, das diesen Namen verdiente, sondern höchstens nur einen alten zerrissenen Lappen um den Leib gebunden. Und wollen nun die Missionare die Kinder in ihrer Schule nach und nach an Anstand und Sittlichkeit oder vielmehr an christliche Scham und Zucht gewöhnen, so bleibt ihnen nichts übrig, als jeden Knaben mit Hemd und Hose und, wenn die Mittel reichen, für kühle Tage und Nächte auch mit einer Jacke zu versehen.

Diese Armuth erstreckt sich bis auf die Fürsten unter den Schwarzen. Wenigstens erzählt uns der selige Sebald von einem solchen König. Der stammte aus einer königlichen Familie und war zum König gewählt, aber von der dänischen Regierung noch nicht bestätigt, weil ihm ein Anzug gebrach, in welchem er vor dem Statthalter erscheinen konnte. So schämte er sich auch nicht zu den Missionaren zu gehen und sich Kleider zu betteln. Ja eines Tages kam er sogar mit einer alten zerbrochenen Hausthüre auf dem Kopf daher, und bat, daß man sie ihm ausbessern möchte; denn es friere ihn bei der Nacht gar zu sehr, wenn er keine gute Thüre

an seiner Hütte habe. Man erbarmte sich seiner auch, wie es sich von selbst versteht, und besserte ihm umsonst seine alte Thüre aus.

Zu einem Negerhaus eine neue Thüre zu machen oder eine alte auszubessern ist aber auch keine große Kunst. Von einer Stadt oder einem Dorfe, wie bei uns, ist dort in Afrika kein Gedanke. Selbst die Behausungen der Missionare sind nur ärmliche Hütten. Pfähle werden dicht nebeneinander in den Boden geschlagen und mit Lehm verstrichen. Diese bilden die vier Wände des Hauses. Baum-Aeste und Zweige, oben darüber gebreitet und mit Gras belegt, geben das Dach. Der Fußboden wird aus festgeschlagenem Thon gemacht. Von Fenstern weiß man nichts.

Und wenn man nur in diesen Höhlen ruhig wohnen könnte! Aber die vielen schädlichen Thiere in Afrika, namentlich die Insekten, erinnern ihre Bewohner stündlich und täglich daran, daß sie noch nicht in die ewigen Hütten eingegangen sind. — Die weißen Ameisen, welche es dort gibt, machen sich mit großer Gefräßigkeit auch über Kleider und Bücher her. Eine größere Art, welche man Termiten nennt, sind noch gewaltthätiger. Nach Regengüssen ziehen sie aus ihren hohen Häusern in Schaaren von Millionen aus und kommen durch ihre unterirdischen Gänge auch in die Wohnungen der Menschen. Unserem Sebald und seinen Gehilfen wurden von ihnen Hühner, Enten und Schafe umgebracht. — Schlangen dringen ohnedieß öfters in die umzäumten Vorplätze und Höfe und holen sich von dem Geflügel

daselbst. Tiger und andere reißende Thiere lauern draußen in dem wilden Gebüsch.

Die Witterung um Akropong, wo Sebald seinen Missionsposten hatte, ist auch nicht sehr lieblicher Art. Zur Regenzeit ist die Luft meistens angefüllt mit giftigen Dünsten, welche aus den unübersehbaren Wäldern und Gebüschen aufsteigen. Zu anderen Zeiten bläst ein sehr trockener Wind, Harmatan genannt, über die Erde hin und führt Wolken von Staub und Sand über die Gegend. Wenn er geht, bekommt das Holz Risse, und was von Holz gemacht ist, geht aus seinen Fugen. Dazwischen ist die Sonnenhitze so stechend, daß ein Europäer die heftigsten Kopfschmerzen bekommen würde, wenn er ohne Hut und Schirm nur über den Hof ginge.

Die Neger um Akropong her übertreffen zwar fast alle anderen Negerstämme an Schönheit des Körperbaues, aber sie sitzen noch alle, bis auf wenige, in Ort und Schatten des Todes. Sie sind Knechte ihrer Götzen und der Götzendienst begünstigt geradezu ihre Faulheit. „Der Fetisch, sagen sie, erlaubt es uns nicht, daß wir Montags und Freitags arbeiten, weil er an diesen Tagen schläft und durch Arbeiten seiner Diener nicht im Schlaf gestört werden will." Dafür sitzen sie an diesen Feiertagen bei dem Palmwein-Topf oder bei der Branntwein-Flasche, und verlieren unter Trinken und Spielen die Arbeitslust auch für die übrigen Tage der Woche. Und wenn man ihnen für den Feldbau diesen oder jenen guten Rath gibt, antworten sie: „Der

Fetisch erlaubt es uns nicht, Häuser von Stein zu bauen, Kühe, Schweine und Hunde zu halten und dagegen schädliche Thiere, wie Ameisen, Affen und Hyänen zu tödten."

Einige Knaben aus Sebalds Schule hatten ein Beet mit eßbaren Wurzeln, Jams genannt, bepflanzt, welche schön heranwuchsen, aber dann in Einer Nacht von den wilden Schweinen gefressen wurden. Sie hatten eine schöne Anzahl Kastanienbäume gesetzt, aber die Termiten beschädigten und zerstörten den größten Theil derselben. Sie hatten Zuckerrohr gelegt, aber die Ameisen ließen das Wenigste aufkommen. Würden diese schädlichen Thiere von den Götzen nicht mehr in Schutz genommen, das Buschwerk ausgereutet und der Boden urbar gemacht, das Negerland würde eins der reichsten und schönsten Länder der Erde werden. Vor allem aber müssen die falschen Götzen fallen und dem wahren und lebendigen Gott in die Herzen der Menschen Bahn gemacht werden. Und dafür ist noch unaussprechlich viel zu arbeiten, zu kämpfen und zu opfern.

Menschenopfer sind auch bei den Negern, die unter dänischer Oberherrschaft stehen, nicht selten. Zu Krieg und Blutvergießen sind sie sehr geneigt. Die Gefangenen, die sie machen, verhandeln sie an die Sklavenhändler, und es ist dort an der Tagesordnung, von Menschenverkauf zu reden, wie bei uns, wo er stark getrieben wird, von dem Viehhandel. Um Gefangene zum Verkauf zu gewinnen, werden auch die meisten Kriegshändel angefangen. Und hat man begonnen, dann geht der Tumult oft über eine Woche lang

ununterbrochen fort bei Tag und bei Nacht. Der Schall der Trommeln, das höllische Geheul der Blutdürstigen, ihr unbeschreiblich wildes Tanzen, ihre teuflischen Gesichter lassen es die Heidenboten unter ihnen schmerzlich fühlen, daß sie mitten in einem uralten Revier des Bösen stehen und in den Kampf auf Leben und Tod mit ihm getreten sind.

Aus einem solchen Revier des Satans ist unser Sebald zur Freude seines Herrn eingegangen. O, lasset uns ihn selig preisen, lasset uns aber auch nicht vergessen, daß er in dieser Wüste Brüder und Mitarbeiter hinterlassen hat, die unserer Fürbitte und Handreichung vielleicht mehr bedürfen, als alle anderen Heidenboten. Amen.